ing

It. sing. 1496 e

36/297

1187/1451

Bemerkungen
auf einer
Reise
durch die
Chur-Brandenburgischen
und
Sächsischen Lande
bis an die
Fränkischen Grenzen
von
Johann Christian Gottfried Dressel.

Berlin,
bei Arnold Wever 1791.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Vorbericht.

Die hier gelieferte Beschreibung meiner Reise aus den Churbrandenburgischen Landen, bis an die Fränkischen Grenzen, war anfänglich nicht zum Drucke, sondern nur zur Nachricht einiger meiner entfernten Freunde bestimmt. Da aber diese und noch einige andere, denen ich das Manuscript zum Durchlesen geliehen hatte, mich versicherten, daß sie einer öffentlichen Herausgabe nicht ganz unwerth sey, so ließ ich mich dazu geneigt finden. Diese mögen es denn aber auch verantworten, wenn das unpartheyische Publikum anders urtheilen sollte.

Ich besorge schon im voraus, daß nicht alles, was mir auf dieser Reise begegnete und bemerkungswerth schien, auch allen meinen Lesern eben so wichtig scheinen wird. Nicht weniger befürchte ich, daß es vielen auffallen könnte, wenn sie lesen, daß ich geführte Unterredungen mit diesem oder jenem, der in mir keinen genauen Beobachter zu finden glaubte, hier öffentlich wieder erzähle: allein in der

Hofnung, daß doch wohl ein jeder Leser etwas Gutes und Bemerkungswerthes in dieser Reisebeschreibung finden werde; und in dem Bewußtseyn, daß ich Niemanden durch Wiedererzählung seines Discourses mit mir schaden werde noch schaden will, mögen diese Blätter dem Publiko vorgelegt werden.

Niemand aber erwarte, daß ich mich bey jeder durchreiseten Stadt verweilen, oder alles das sagen werde, was ich sagen könnte. Man muß mit meinen Beobachtungen, mit kurzen Schilderungen menschlicher Karaktere, mit Fingerzeigen auf schöne durchwandelte Gegenden, auch manchmahl mit Beurtheilungen gewisser angetroffenen Gebräuche im weltlichen und geistlichen Fache, vorlieb nehmen.

Wer hiervon keine Notiz nehmen will, der werfe eiligst diese meine Reisebeschreibung weg. Wem aber damit gedient ist, der lese sie, ohne zu besorgen, daß ihn das Lesen derselben ganz gereuen werde.

Charlottenburg den 26. März 1791.

Ein vernünftiger Mann handelt nie ohne alle Absichten, und so unterzieht er sich gewiß auch nie einer beschwerlichen Reise, wenn er nicht dadurch, wenigstens einige gute Absichten zu erreichen sucht. Selbst bey so genannten Lustreisen, bey Reisen zur Beförderung der Gesundheit lieget immer eine Absicht zum Grunde; aber von dieser letzten Art war meine Reise nach Franken nicht. Mein Amt giebt mir Gelegenheit genung an die Hand, meine Zeit zu nutzen, meine Gesundheit braucht noch keine außerordentliche Unterstützung, und meine ganze Lage, vornemlich meine Familie gewährt mir so manches Vergnügen, daß ich Zerstreuungen und Freuden außerhalb meines Wohnortes mühsam aufzusuchen, eben nicht nöthig habe. Meine Reise war also, wenn nicht eine Nothreise, doch eine Reise, wodurch ich mehr als eine gute Absicht zu erreichen

suchte. Ich wollte das Vaterland meiner verstorbenen Eltern, meine zahlreichen dortigen Blutsverwandten und darunter besonders Einen Mann persönlich kennen lernen, der mich durch einen mit ihm geflohenen Briefwechsel ganz an sich gefesselt hatte. Ich wollte — doch wozu nutzet ein ferneres Bekenntniß aller meiner Absichten bey dieser Reise. Familienangelegenheiten interessiren wenige Leser. Ich komme also zur Beschreibung meiner Reise selbst.

Den 30ten August 1790 trat ich diese Reise mit einer leichten unbedeckten Chaise wovor ein Einziges und zwar mein eigenes Pferd gespannt war, in Begleitung eines zwölfjährigen Knabens zu einiger Handreichung, an. Viel gewagt, wird mancher, der jenes Weges kundig ist, ausrufen. Viel gewagt mit einem leichten einspännigen Fuhrwerk über hohe Gebürge, Felsen, tiefe Thäler und durch den Thüringerwald zu fahren! Und ich wende nichts dagegen ein, ich bekenne es vielmehr, daß ich, nun bekannter mit Gefahren auf einem solchen Wege, viel gewagt habe, und daß mich Unglücksfälle mancherlei Art an der glücklichen Endigung dieser Reise hindern oder wohl gar meine letzte große Reise hätten

beschleunigen können. Wenn ich aber bekennt haben werde, daß ich mir keine so üble und gefahrvolle Wege auf dieser Tour vorgestellt, übrigens aber von der Festigkeit meines Wagens sowohl als von der Güte und Stärke meines Pferdes überzeugt war; so wird man mich nicht gradezu für einen Wagehals erklären. Aber daß sich doch das alte Sprichwort: frisch gewagt, ist halb gewonnen, bey mir im eigentlichsten Verstande bestätiget hat, wird das Ende meiner Reise lehren.

Ich weiß es auch wohl, daß ich mit mehrerer Sicherheit diese Reise zur Post hätte machen können; aber die Bequemlichkeit, welche ich bey meinem eigenen Fuhrwerck genoß, konnte mir weder eine Extra- oder eine ordinaire Post gewähren. Selbst Herr von meinem Pferde und Wagen reisete ich täglich so weit ich wollte, und erlaubte mir kleine Umwege, wenn ich durch dieselben meiner Neugierde Nahrung zu verschaffen glaubte.

Wenn man fast ohne Abwechselung sich in dem Zirkel seiner Familie befindet; so wird man es kaum wissen können, wie theuer und werth uns die Unsrigen sind. Man wird es aber lebhaft fühlen, so bald man sich auf eine

Zeitlang von ihnen trennen soll. Der Abschied von denselben wird so stark auf uns wirken, daß wir mehrere Stunden gefühllos gegen die Annehmlichkeiten einer glücklichen Reise seyn werden. Auch ich war in eben dem Fall, als ich mich bemeldeten Tages sehr frühe aus den Umarmungen meiner Frau und meiner sechs Kinder los riß und meinem mir vorgesteckten Ziele entgegen eilte.

Noch war ich keine vier Stunden von Charlottenburg gefahren, als ich bereits Potsdam erreicht hatte. Gern möchte ich dieser meiner Reisebeschreibung, eine nähere Anzeige des von Schlesischen Marmor ganz neu erbaueten Königlichen Lustschlosses vor Potsdam, am Fuße des Weinberges, in welchem sich der jetzt regierende König als Kronprinz häufig aufzuhalten pflegten, einverleiben, wenn es mir Zeit und Umstände verstattet hätten, dasselbe länger und näher im Augenschein zu nehmen. Wenn, wie ich nicht zweifle, die innere Pracht der äußern entsprechen wird, so muß dieß zwar kleine aber sehr geschmackvolle Gebäude allen andern Königlichen Schlössern den Rang streitig machen. Zwar steht es auch wegen seiner Nähe an dem großen sogenannten heiligen See

zum Theil auf Pfählen, wie das sogenannte neue Palais, welches Friedrich II. nach dem 7 jährigen Krieg aufführen ließ: allein die umliegende Gegend ist weit schöner und gesunder, als die beym vorerwehnten Palais. Hier ist sie von Na... schön, dort aber nur durch die Kunst verschönert worden. Hier fließt ein reines Wasser vorbey und dort ist alles voller Sümpfe und Moräste. Friedrich Wilhelm II. sorgt bey seinen Bauten zugleich für die Nachwelt, darum bauet er weit langsamer als sein Vorfahr in der Regierung, und verwendet gleich viel an Pracht und Schönheit als an ausdauernder Festigkeit seiner Bauten. Wenn dieß von ihm aufgeführte Schloß wegen seiner Schwere nicht den Pfählen worauf es ruhet zu lästig wird, so muß es Jahrhunderte stehen.

Niemand wird von mir eine Beschreibung Potsdams erwarten. Diese schöne Stadt ist bereits zu bekannt — und ich würde viel zu spät kommen, wenn ich ihre Größe und Schönheit beschreiben wollte. Aber das wird man mir erlauben, daß ich meinen Wunsch verrathe, den ich tief im Herzen bey dem Anblick der Colossalischen Gebäude, die wie man sagt, schlecht bewohnt seyn sollen, fühlte. Möchte

doch, dacht ich, Seine jetzt regierende Majestät einen Theil von den Summen die hier in vorigen Jahren schon im Ueberfluß an die Erbauung neuer Privathäuser verwendet sind, künftig an seine Stadt Charlottenburg wenden, deren Häuser allzusehr mit seinem dort befindlichen Lustschlosse contrastiren! Freilich ein etwas eigennütziger, aber doch gewiß nicht ungerechter Wunsch, denn in Charlottenburg fehlt es nicht an Einwohnern aber an Wohnungen, und in Potsdam steht bereits die Menge großer und guter Wohnungen mit der Zahl der Einwohner in keinem Verhältniße mehr. —

Flüchtig eilte ich bey Potsdam vorbey, um noch bey guter Zeit in Werder einer kleinen Amtsstadt anzugelangen und dort mein erstes Nachtlager zu suchen.

Ich fand hier noch meinen ehemahligen Vorgesetzten und Freund den Oberprediger Kriele, einen würdigen Greiß, der im gesellschaftlichen Umgange noch alle Munterkeit seiner jüngern Jahre besitzt, am Leben, und genoß bey ihm einen recht vergnügten Abend.

Den 31ten August mit Tages Anbruch fuhr ich über Sächsisch-Brück nach der in Chursachsen liegenden Stadt Bälzig.

Ehe ich Brück erreichen konnte, mußte ich, da ich bereits auf Sächsischen Grund und Boden war über eine Meile lang eine Ebene durchschneiden, wo ich, so weit meine gut in die Ferne sehende Augen tragen konnten, weder Dörfer, noch Aecker und Bäume erblickte. Ich dachte mir hier eine Aehnlichkeit von einer Arabischen Wüste. Der Erdboden war mit einem dünnen Gras bewachsen, und ich konnte weder zahmes Vieh noch Wildprett entdecken, das sich davon genähret hätte. Der Fahrweg war fest und schwarz, und das setzte mich in Verwunderung. Ich stieg aus dem Wagen, warf mit meinem Stocke etwas Erde auf, und da ich dem Anscheine nach weder Sand noch viele Steine gewahr ward, so kam ich auf die Gedanken: ob es wohl möglich seyn könnte, daß man in Sachsen diese große Ebene urbar zu machen, vergessen habe; oder ob man absichtlich die Grenze an das so gut benutzte Churbrandenburgische Gebieth dadurch bezeichnen wollte, daß man beym Eintritt in Sachsen gleich das Urtheil fällen sollte: hier fehle es nicht am Lande, sondern an Menschen, welche es bearbeiten sollten. Es sey nun an der Nichtbenutzung, oder an der äußerst schlechten Be-

nutzung dieses großen Strich Landes Schuld, was da sey; so zweifle ich doch sehr, daß man im Brandenburgischen eine dergleichen Wüste antreffen wird. Je weniger mir aber diese Gegend gefallen hatte, desto mehr gefielen mir die Menschen, gleich in den ersten Städten Sachsens. Ich fand sie überaus dienstfertig, höflich und äußerst gesprächig und offenherzig. Ein gewisser Bürger machte neben meinem Wagen zu Fuße den Weg mit mir von Brück nach Bälzig über eine anderthalb Meilen lange Strecke von Wiesen die unabsehbahr rechts und links wie eine Kette an einander hingen, die wir nach der großen Dürre in diesem Sommer überfahren konnten, und auch durften, weil sie bereits abgemähet waren. Diese schöne Wiesen und die daran stoßenden guten Aecker veranlaßten bey mir die Vermuthung; daß sich die Bewohner dieser Gegenden in einem guten Wohlstande befinden müßten. Aber mein Begleiter wendte alles an, meine Vermuthung zu berichtigen. Wohlstand, rief er aus, hier in Chursachsen Wohlstand, daß sich Gott erbarm! Wo sollte der wohl herkommen? Armuth, bittre Armuth werden sie in allen Städten und Dörfern die sie durchreisen gewahr werden!

In Brück sind noch einige vermögende Leute, aber sie sind es nicht durch den guten Ertrag ihrer Felder, oder durch den Einfluß einer milden Regierung, sondern durch ihren ehemaligen Contrebande-Handel ins Brandenburgische zur Zeit des hochseligen Königes von Preußen Friedrich II. geworden. In Bälzig sind die Bürgersleute alle arm. Die sich vom Ackerbau nähren sollen, werden mit Abgaben dergestalt überhäuft, daß sie bei einem einzigen Mißwachs gleich ausspannen müssen, weil sie bey guten Aerndten niemals mehr übrig behalten, als was sie und ihr Vieh zur höchstnöthigen Erhaltung des Lebens gebrauchen. Und wir Handwerker sind noch weit schlimmer daran, denn wir haben keinen Verdienst, und oft die Sonne eher im Hause, als einen Bissenbrod. Ein großes Churfürstliches Amt ist hier, welches mehr als 60 Dörfer unter sich hat, und eine einträgliche Superintendur, die täglich 2 Augustd'or einbringt, das ist aber auch alles, und eben das hat auch mit Schuld, daß wir alle so arm sind.

Es läßt sich leicht gedenken, daß ich dieses Mannes Erzählung durch manche Einwürfe unterbrach. So wollte ich es z. B. nicht glau-

ben, daß ein Superintendent so viel Gehalt habe, und daß die Noth in Chursachsen so allgemein ausgebreitet seyn könnte. Ich verwies ihn zur Zufriedenheit mit seinem Landesherrn, und sagte ihm: daß wir in den Preußischen Landen ebenfalls viele Abgaben zu entrichten hätten. Er sollte überdem nur bedenken, daß auch der beste Fürst nicht alle die Erleichterungen seinen Unterthanen geben könnte, die sie sich wünschten, und die er ihnen gerne gönnte. Auch vergas ich nicht hinzu zu setzen; daß oft der Luxus die Unterthanen mehr ruinirte, als die abzugebenden Steuern; aber er suchte mich jederzeit zu wiederlegen. Unser Churfürst, sprach er, ist ein allzu gnädiger Herr, das wissen wir alle, aber er ist nicht eigentlicher Landesvater, d. h. er bekümmert sich nicht um den Zustand seiner Unterthanen. Seine Minister, von denen er mir einige nannte, und deren Namen er mit sichtbaren Wiederwillen aussprach, sind an allem Elende in Sachsen Schuld. Sie benutzen des Churfürsten Gnade blos zu ihrem Vortheil, und während daß er sich mit den Pfaffen beschäftiget und bethet, so schinden diese, seine Unterthanen. Er weiß es nicht einmahl, wie viel wir Abgaben entrichten müssen, noch weni-

ger weiß er, wie viel wir zu geben, im Stande sind. Er sollte nicht blos gnädig, sondern auch weise, thätig und gerecht regieren, so wie der König von Preußen, welcher zwar auch Abgaben von seinen Unterthanen fordert, aber der auch zugleich dafür sorget, daß sie Abgaben entrichten können. Hier aber dürfen sich die Großen im Schweiß der armen Unterthanen nach Herzenslust baden, ohne zu befürchten, daß der Churfürst darnach fragen werde, woher ihre Reichthümer erwachsen, wozu die ungeheure Summen von Steuern angewandt werden, und wie lange es die Unterthanen noch aushalten werden. Man hat es herausbekommen, daß der Churfürst nur 3 Gr. von jedem Thaler erhält, den wir geben müssen, das übrige fällt alles den raubbegierigen Verwaltern seiner Finanzen und Domainen in die Hände. — Sprechen sie doch nicht vom Luxus unter uns, der vergeht uns wohl. Kein Mensch repariret nicht einmahl sein Haus eher, als bis es ihm über den Kopf zusammen fallen will, geschweige denn, daß wir am Kleiderstaate etwas verschwenden sollten. Der Bauer, welcher sonst ein und mehrere Tage in der Stadt blieb, wo er sein Getreide verkauft hatte, und Bier

trank, der kehrt jetzt nach dem Verkaufe desselben sogleich zurück und löscht seinen Durst mit Wasser. Daher kommts auch, daß die Brauerey nicht mehr halb so gut, wie sonst, geht. Kurz wir sind alle bis zur Verzweifelung gebracht, und ich befürchte sehr, daß wenn es erst einige wagen werden Lerm zu blasen, so wird es wie in Frankreich gehen, wo, wie ich gehöret habe, die Unterthanen rebelliret und ihren König zur Rechenschaft sollen gezogen haben.

Ja, in Frankreich, versetzte ich ihm, da geht es aber auch seit der Revolution übel genung her. Gott bewahre Sachsen für ein solches Unglück! Ueberdem glaube er mir nur, so unrecht es auch immer ist, wenn Fürsten durch Handlungen beweisen, daß sie in der Meinung stehen, die Unterthanen wären blos um ihrentwillen da; so höchst gefährlich ist es doch für letztere, wenn sie ihren Fürsten mit Gewalt das Gegentheil beweisen wollen. Das erregt innerliche Kriege, Verwüstungen, Räubereien, und Blutvergießen, und am Ende bleibt der Ausgang ihres Unternehmens immer zweifelhaft. Spreche er überdem nicht alles nach, was er von der Raubsucht der Sächsischen Minister höret, weil solche Herren lange

Aerme haben, und der Verräther selten schläft, auch kann es leicht möglich seyn, daß man diesen Herren Unrecht thut.

Ich trennte mich in der Nähe von Bälzig von diesem in der That merkwürdigen Mann, der zu meiner Verwunderung manches ziemlich richtig beurtheilte, und weiter über den engen Zirkel seiner einförmigen Berufsgeschäffte hinaussah, als man einem Mann von seiner Art zutrauen sollte. Da ich gleichsam erst in Sachsen hinein kam; so hofte ich noch zu erfahren, ob derselbe ein bloßer Politischer Kannengießer und Raisonneur gewesen, oder ob seine Aeußerungen in der allgemeinen Klage der Sachsen ihren Grund haben würden.

In Bälzig erhielt ich schon von dem letztern einen Beweis. Ein sehr gesprächiger Barbier, den ich verlangt hatte und der Wirth des Gasthofes worinn ich logierte, berichtigten und bestätigten vieles. Ersterer leugnete zwar, daß der Superintendent in Bälzig ganz so hoch stünde als jener Bürger gesagt hätte, aber daß seine Einkünfte sehr ansehnlich seyn müßten, bewieß er mit manchen Gründen. Bey dieser Gelegenheit erfuhr ich auch, daß in Sachsen die geschwängerten Weibspersonen noch immer

Strafe erlegen, und daß dieß keinesweges die Unzucht vermindere, wohl aber häufigen Anlaß zu Mordthaten gäbe. Bey einigen erzählten Exempeln dieser Art, schauderte mir die Haut. Letzterer bekräftigte alle Aussagen jenes Bürgers, und versicherte mich; daß er jährlich außer der gewöhnlichen Accise für seinen Acker und für seine Handthierung an 100 Rthlr. Abgaben entrichten müßte. In der Stadt selbst herrschte eine große Stille, in den am meisten bebaueten Straßen, erblickte man nur selten einen Menschen, und jedem, den ich noch sah, schien Kummer und Verdruß aus seinem Gang und Augen hervor zu leuchten.

Den 1ten September machte ich abermals fünf Meilen bey übler Witterung über das Zerbster Forsthaus, den Bergfrieden genannt, nach Dessau.

Als ich beynach durchnäßt zur Mittagszeit auf den Bergfrieden eintraf, ward ich eine unerwartete Veränderung in dem Betragen der dortigen Leute gewahr. Ich fand hier nicht die freundlichen und höflichen Chursachsen. Ungeachtet das ganze dortige Gehöfte ganz zum Wirthshause angelegt zu seyn scheinet; so affectirte man doch bey meiner Ankunft einen ge-

wissen Stolz, man kam mir auch nicht mit einer Höflichkeit zuvor. Ich bat um Erlaubniß mein Pferd in einem ihrer Ställe einziehen zu dürfen, und erhielt eine kurze Antwort: da ist ja ein Stall. Ich bat, mir eine Stube zum Auffenthalt anzuweisen, und man zeigte mir eine Bierstube, in der es so warm, wie in einem Backofen war, weil man bereits eingeheitzt hatte. Als ich hier nicht für gut fand zu verweilen so ließ man es geschehen, daß ich im Hausflur auf dem Futterkasten meine Tafel aufschlagen konnte. Als ich endlich einen Kaffee verlangte und eine Person, die einer Ausgeberinn ähnlich sah, gefragt hatte ob der Herr Förster Niemanden in seine Stube zu kommen erlaubte; so bemerkte ich, daß nach wenig Augenblicken ein Mann in einem Kamisohl aus seiner Stube mit einer brennenden Tobackspfeife heraus kam, mich im Vorbeygehen von oben und unten, von hinten und vorne ansah, und, da ich schon befürchtete, er würde mich fragen, wie ich mich hätte unterstehen können, jene Frage an seine Ausgeberinn zu thun, sagte er: Sie können ihren Kaffee in meiner Stube trinken. Ich bediente mich dieser Erlaubniß, und nachher fieng mir an der Mann zu gefallen.

Unterdessen hatte doch die vorhergehende grobe Behandlungsart einen so tiefen Eindruck auf mich gemacht; daß ich es nicht wagen wollte in diesem einzelnen Hause mitten in dem Walde zu übernachten, ungeachtet man mir nun eine Stube und gute Bewirthung wiederhohlend anboth. Trotz des elenden Wetters, eilete ich doch einer von hier aus nach Dessau fahrenden ledigen Kutsche nach.

Was mir der Fuhrmann dieser Kutsche unterwegens gesagt hatte, nemlich, daß sich mit dem Eintritt ins Dessauische der Weg verbessern würde, das erfolgte wirklich. Der Erdboden ist lehmigt, aber durch Chaussees ist für Reisende auch bey der größten Nässe gesorgt. Die Brücken über die Elbe und Mulde sind ganz neu und mit vieler Sorgfalt gebauet, einige derselben sind sogar bedeckt.

Diese Brücken und Wege in baulichen Würden zu erhalten, muß freylich nicht wenig kosten; aber der Zoll ist auch so hoch angesetzt, daß der Fürst dabey wohl keinen Schaden haben kann. Ich mußte für meinen einspännigen Wagen 3 Gr. und 3 Pf. erlegen. Doch man giebt das gerne, wenn man, wie hier, einige Meilen lang dafür mit Lust in großer Geschwindigkeit

seine Reise ungehindert fortsetzen kann. Zwar in Dessau selbst schien man über diese Zollabgabe äußerst mißvergnügt zu seyn. Man beschwerte sich eben so stark über die Größe derselben, als über die dabey beobachtete Strenge. Denn man wollte behaupten, daß schon mancher armer kranke Reisende bey der großen Brücke wieder habe umkehren und mehrere Meilen umgehen müssen, weil er nicht den Zoll zu geben, im Stande gewesen sey. Das wäre freylich hart, wenn es wahr wäre; allein kann wohl der beste Fürst jeden Mißbrauch seiner Befehle hindern? Und muß nicht manche harte Behandlung bey solchen Anlagen wegen der Kargheit vieler Reisenden statt finden? Werden erst Ausnahmen erlaubt; so wollen mehrere unter dieselben sich rechnen, und am Ende würde das einen großen Ausfall in den Zolleinkünften verursachen.

Ich hatte mich bey dem ersten Anblick der äußern Verfassung dieses Landes in dasselbe so verliebt, daß ich gewiß den Fürsten, welcher wegen seiner Herablassung gegen Fremde allgemein bekannt ist, von hoher Person kennen zu lernen, gesucht haben würde, wenn derselbe nicht zu eben der Zeit abwesend gewesen wäre. Das

muntere Ansehen der Stadt Dessau, die schönen Häuser, die reinlichen Straßen, das Gewühle von Menschen, die schönen Kirchen von äußerlichen Ansehen in derselben, verglichen mit den schönen Anlagen vor der Stadt, ehe ich in dieselbe herein kam, machte mich glaubend, daß sich die Dessauischen Unterthanen in einem bessern Zustande als die in Chursachsen befinden, und also auch zufriedener mit ihrem Landesfürsten seyn müßten. Aber ich ward nicht wenig gebeugt, als mir ein angesehener Bürger, gegen den ich meine Freude über alle das Schöne in und um Dessau herum, zu erkennen gegeben hatte, antwortete: Von außen alles recht schön und gut, aber von innen desto schlechter. Wir Unterthanen leben in einem nahrlosen Zustande. Mehr Abgaben als Verdienst. Wo der Fürst ein Gärtner ist, da müssen die Unterthanen seinen Garten bestellen. — Soll ich denn, dachte ich bey mir selbst, gar kein Land antreffen, wo man zufriedener mit seinem Landesherrn und mit seinen eignen Umständen seyn wird, als bißher in allen durchreiseten Ländern geschehen ist? Sollte mich denn auch hier der äußere Schein von dem Wohlstande dieses Landes, und von der Güte und Weisheit seines Regenten ge-

täuscht haben? Oder ist das Klagen der Unterthanen gegen ihre Landesfürsten vielleicht in jetzigen Zeiten zur herrschenden Mode geworden?

Den 2ten September gegen Morgen änderte sich die Witterung, es ward der Himmel heiter, nachdem er sich besonders in der letztvergangenen Nacht anhaltend vieler Feuchtigkeiten entlediget hatte. Ich konnte also selbigen Tages meine Reise über den Flecken Radegast nach Halle fortsetzen.

Als ich Dessau verlassen wollte, glaubte ich alles gesehen zu haben, was jeder Reisende schön und gut nennen muß. Aber wie groß war mein Erstaunen, als ich hier mit dem ersten Schritt aus dem Thore nach Halle zu, noch einige Stunden lang eine Chaussée befahren konnte, welche auf beyden Seiten mit zwiefachen Reihen von kunstmäßig gezogenen wilden Bäumen mit dahinter gesetzten Obstbäumen eingefaßt war. Die Chaussée selbst war unverbesserlich, und damit sie sich nirgends verschlimmern konnte, liessen sich wenige hundert Schritte auseinander, Arbeiter mit eisernen Schaufeln sehen, welche jede kleine Vertiefung ausbesserten. Wie herrlich würde es sich dann rei-

sen lassen, wenn allenthalben so wie hier für die Ausbesserung der Wege gesorgt würde! Frachtfuhrleute würden zur Hälfte weniger Pferde gebrauchen, das würde den Preiß des Getreides und die Frachtenbezahlung verringern, und in dem dadurch zugleich mit verminderten Preiß aller Waaren, würde man einen hinlänglichen Ersatz für vermehrte Geleitzölle finden.

Kurz Dessau und die umliegende Gegend daselbst verdient es, daß man sie siehet, und sich selbst davon überzeugt; wie sehr durch Menschenhände die rohe Natur verbessert werden, und was ein Landesherr zur Verschönerung seiner Staaten thun kann, wenn er Lust und guten Willen dazu hat.

Ohne also das schöne Lustschloß des regierenden Fürsten von Dessau, Wörlitz und seinen daselbst angelegten vortreflichen Englischen Garten gesehen zu haben, ließ ich gegen Mittag das Dessauische Gebieth hinter mich zurück mit der Ueberzeugung; man dürfte nur das sehen, was ich gesehen hatte, um sich zu überreden, daß hier ein irrdisches Paradies sey.

Von dem Flecken Radegast bis Halle hatte ich einen äußerst übeln Weg, weil der viele Re-

gen den lehmigten Boden ganz erweicht hatte. Geduld überwindet aber alle Schwierigkeiten, und so kam ich Abends gegen 5 Uhr glücklich bey Halle an.

Um des beschwerlichen Visitirens unter dem hallischen Thore überhoben zu seyn, machte ich mit einiger Gefahr den Weg um die Stadt herum, und logierte mich in einem Gasthofe vor dem Galgthore ein. Aber ich fand bald Ursache dieß zu bereuen, weil ich daselbst alles schlechter als in den Gasthöfen zu Bälzig und Dessau fand. Schon war mir das äußerst unangenehm, daß ich grade meinen Fenstern gegen über Galgen und Räder mit Menschenkörpern gespickt, vor Augen hatte. Weil mir dieser schaudernvolle Anblick auf meiner bisherigen Reise neu war, so veranlaßte er in mir die Besorgniß; daß wohl hier die Menschen böser und verderbter seyn möchten, als in allen bisher durchreiseten Gegenden. Auch konnte ich so lange die Ursache davon nicht einsehen, warum man so ganz nahe an der Stadt die Gerichtsstätte angelegt hatte, von welcher die Körper derer auf die Räder geflochtenen Missethäter, durch den bey ihrer Verwesung von sich gebenden Gestank noch weit mehr Schaden anrichten

konnten, als diese Missethäter selbst im Leben durch ihre Mordthaten angerichtet hatten; bis mir jemand anzeigte: daß das Gebieth der Stadt wenige Schritte hinter der Gerichtsstätte aufhöre und das Gibchensteiner Gebieth anfange. Aber hat denn Halle nicht mehrere Thore? Sind denn nicht beydes die Einwohner zu Halle und die unter der Gibchensteiner Gerichtsbahrkeit stehende Menschen Unterthanen eines Königes?

Es war mein Vorsatz in Halle meinem Pferde eine Ausruhe zu gönnen, daher blieb ich den 3ten September daselbst. Ich wollte aber diesen Rasttag bestens nutzen, und ich habe es auch gethan. Ich wollte so viele Professores Kollegia lesen hören, als möglich war, und den Doktor Bahrdt wünschte ich auch persönlich kennen zu lernen. Sehr früh eilte ich also nach der Stadt, weil ich gleichsam vor Begierde brannte, noch einmahl academische Vorträge anzuhören. Ich suchte am sogenannten schwarzen Brette den Lections-Catalogus, aber ich fand ihn nicht. Darüber verlegen, wandte ich mich an einen unter dem Schwiebbogen der Waage stehenden Studenten und erhielt von ihm die Nachricht: daß es nicht mehr gewöhn-

lich sey denselben anzuschlagen, vermuthlich aus der Besorgniß, weil ihn denn Niemand kaufen würde. Es war ein erwünschter Zufall, daß gerade dieser Student ein Sohn eines Freundes von mir war, und daß ich von ihm sogleich erkennt ward. Nun schloß ich mich an diesen jungen Mann an und gieng zuerst mit ihm die Waage herauf, wo von 8 — 9 Uhr der Herr D. K.... über die Geschichte der Dogmatic las. Die Zahl seiner Zuhörer war ansehnlich und ihre Aufmerksamkeit auf seinen Vortrag rühmlich. Ich suchte mir, weil die nächsten Plätze an seinen Katheder alle beschlagen waren in einiger Entfernung meinen Platz. Er kam bald nach dem Schlage 8 Uhr und fieng an zu lesen. Ich konnte gleich anfänglich wohl die Bewegung seiner Lippen sehen, aber auch nicht einen Laut, geschweige denn ein Wort hören. Der Saal, in welchem er las, war freylich groß, aber doch weder so groß noch so hoch, als eine mittelmäßig große Kirche, und ich befand mich ungefehr in der Mitte desselben. Prediger dachte ich so bey mir selbst, müssen sich bemühen die größten Kirchen mit ihren Stimmen auszufüllen, wenn sie Zuhörer haben wollen, und so ein Herr Professor schonet dergestalt

seine Lunge, daß seine etwas entfernten Zuhörer für ihre baare Bezahlung nichts hören können! Ist das auch recht? Schon war ich in Begriff das Auditorium zu verlassen, als ich bemerkte, daß sich des Docenten Stimme etwas erhob, und ich nun nach und nach einzele Worte und dann zusammenhängende Sätze, doch immer mit der größten Anstrengung meiner unverdorbenen Ohren vernehmen konnte. Er handelte von der Erbsünde. Da er nicht eigentlich über die Dogmatic, sondern nur über die Geschichte derselben las, so hoffte ich mit der ersten halben Stunde würde sich die Geschichte der Erbsünde endigen aber ich hoffte vergebens.

Er erklärte das Wort Erbsünde, wie ganz gewöhnlich, durch das Verderben der menschlichen Natur in welches wir durch Adams Sündenfall gerathen wären, und führete die bekannten Beweisstellen aus der Schrift an. Einmahl schien es zwar, als wenn er gegen die unschickliche Benennung — Erbsünde, etwas vorbringen wollte, aber er lenkte bald ein, und schien die Erbsünde, mit dem damit verbundenen alten Lehrbegriff wieder in seinen Schutz zu nehmen. Ohne diesen Gelehrten zu tadeln,

und seine bereits entschiedene Verdienste zu verkennen, muß ich doch gestehen, daß mir sein Vortrag gar nicht gefallen hat. Viel zu lange hielt er sich bey einer leicht zu begreifenden Sache auf, und citirte Autoren in zu großer Menge, welche größere und kleinere Werke über diese Materie in ältern und neuern Zeiten geschrieben hatten, von denen sich wohl keiner von seinen Zuhörern ein Einziges anschaffen wird, wenn er es nicht etwa zufälliger Weise in der Büchersammlung seines Großvaters finden sollte. Und dann, so war sein Vortrag eine ewige Wiederhohlung des schon einmahl gesagten mit einerley Worten, um dadurch den Nachschreibern Zeit zu geben, alles wörtlich zu Papier zu bringen. Es schrieben daher auch die Studenten so fleißig nach, daß ich keinen unter ihnen den Kopf in die Höhe richten sah.

Was mögen die guten Leute wohl am Ende mit diesen Heften anfangen wollen? Es ist wirklich zu bedauern, daß man denen auf die Academie gehenden Jünglingen die Schädlichkeit des vielen Nachschreibens nicht begreiflicher zu machen sucht. Es ist unrecht, daß man von Seiten der Herren Professoren diese Gewohn-

heit anstätt abzuschaffen, vielmehr zu begünstigen und zu erhalten scheint. Wie vielmehr könnte gesagt und von den Zuhörern besser gefaßt werden, wenn man diese Gewohnheit nur bis auf einige nöthige Erklärungen oder Verbesserungen des Buches, worüber gelesen wird, einschränkte. Es sind ja in unsern Zeiten über alle Theologische Materien Bücher in Menge, in großen und kleinem Format vorhanden, und die mittelmäßigsten unter ihnen, müssen sich doch noch besser lesen lassen, als die fehlerhaft nachgeschriebenen Collegia. Mir fiel vor einiger Zeit ein nachgeschriebenes Collegium, welches D. Semler gelesen hatte in die Hände. Kaum aber hatte ich einige Seiten gelesen, als ich offenbare Wiedersprüche in demselben antraf. Ganze Sätze hatten gar keinen Sinn und mehrere konnten unmöglich einem Semler jemals eigen gewesen seyn. Und sollte das nicht mehrmals bey nachgeschriebenen Collegien der Fall seyn? Wehe dem, der sein Wissen auf dem Besitz vieler und großer nachgeschriebenen Collegien gründet! Ueberhaupt begreife ich jetzt den Nutzen der Academien nicht, wenn der mündliche Vortrag des Docenten nichts als ein ewiges Dictiren ist. Soll der academische Jüng-

ling durch das Lesen seiner Hefte gelehrt werden, warum denn nicht noch leichter und wohlfeiler durch das Lesen gedrukter Bücher?

Man würke aber durch das Ohr desselben auf seinen Verstand, man verweile so lange bey wichtigen Materien, bis man glauben kann, daß solche von ihm gefaßt sind, und sey desto kürzer bey leicht zu begreifenden oder unwichtigen Gegenständen. Man stelle zum öftern Examinatoria an, oder führe die Socratische Lehrmethode ein, dann wird der Nutzen der Academien sichtbahrer seyn. Die Jünglinge werden zwar arm an Heften, aber reich an wohlverdaueten Kenntnissen im Schoos der Ihrigen zurück kehren.

Gern würde ich um 9 Uhr in ein zweytes Collegium gegangen seyn, wenn ich nicht diese Stunde zum Besuch des großen Waysenhauses in Glaucha bey Halle bestimmt hätte. Ich eilte also heraus, durchlief in großer Eilfertigkeit den langen Hof und den dabey angränzenden öconomischen Garten desselben. Mit innigen Dankgefühl erinnerte ich mich dabey der ehemals hier genossenen Wohlthaten im Jahre der Theurung 1772; gieng auch in den großen Speisesaal, worinne zu meiner Zeit auf ein-

mahl 7 bis 800 junge Leute, Studenten, Schüler und Waysenknaben alltäglich gespeiset wurden. Da ich hier bemerkte, daß die Tische und Bänke nicht mehr so eng aneinander wie ehemals standen; so fragte ich den mich begleitenden Aufwärter um die Ursache dieser Veränderung, und erhielt von ihm eine solche Antwort, welche alles das bestätigte, was ich schon gehöret hatte, nemlich: daß das Waysenhaus seit dem etwas in Verfall gerathen und also nicht mehr im Stande wäre, so viele Menschen zu speisen. Viele Studenten, welche in den Classen unterrichteten, bekämen anstatt des Essens eine kleine Bezahlung am Gelde und die Zahl der Waysenkinder wäre auch vermindert worden. Diese Nachricht machte mich betrübt. So gehts, dacht' ich, in der Welt! Alte gute Anstalten, die mit leichter Mühe und wenigen Kostenaufwand vervollkommet werden könnten, läßt man sinken, und neuere unterstützt man mit unermeßlichen Kosten. Dort bauet man, hier reißt man nieder. Es ist doch alles dem Wechsel des Zufalls und der Zeit unterworfen!

Sollte, was ich weder befürchten noch wünschen will, sollte dieß Waysenhaus endlich ganz in Verfall kommen, so würde die Universität

Halle unendlich dabey verlieren, und es würde nicht so leicht werden dasselbe wieder herzustellen, als es jetzt leicht wird, dasselbe sinken zu lassen.

Im Zurückgehen nach Halle trat ich in einen Kuchenladen, worinne mir vormals die Kuchen so gut geschmeckt hatten. Was ich besorgt hatte, das geschah; jetzt wollte mir der gekaufte Kuchen nicht schmecken. Woher kommt es, fragte ich den Kuchenbecker, daß ihre Kuchen nicht mehr so gut, als vor 18 Jahren sind? Mein lieber Herr, versetzte er mir mit einer launichten Miene: Meine Waare ist wohl noch eben so gut an innerlichen Gehalt und Geschmack, als vor Zeiten; aber nachdem sie so viele Hochzeits und Kindtaufenskuchen verzehret haben, wollen ihnen die meinigen nicht mehr schmecken. Ich freuete mich über seinen drolligten Einfall und trug Bedenken, ihn zu widerlegen.

Nun gieng ich nach dem Hause des Professor Eb..., begab mich in sein Auditorium und erwartete in dieser Stunde von 10 bis 11 Uhr ungemein viel Unterhaltung und Geistesnahrung. Er kam und las über das jus naturæ und handelte die Materie von der Entste-

hung der verschiedenen Classen der menschlichen Gesellschaft ab. Diese bekannte Wahrheit konnte mich freylich eben so wenig interessiren, als sie dem Herrn Docenten Gelegenheit gab, sich in seiner Stärke zu zeigen. Das Auditorium war groß, der Zuhörer waren nur wenige, aber des Nachschreibens war desto mehr. Und das verdroß mich um so mehr, je weniger der Herr Professor seinen Vortrag zum Nachschreiben eingerichtet hatte, und je leichter und faßlicher die ganze Materie war. Ich erhielt hier also einen zweiten Beweis davon, daß die studierende Jünglinge anstatt Collegia zu hören, Collegia nachschreiben und also Studieren und Schreiben für einerley Sache halten.

Gerne hätte ich die Vorlesungen dieses mir sehr verehrungswerthen Gelehrten des Nachmittags über die philosophische Moral, angehöret, wenn ich mich nicht mit dem mir bekannt gewordenen Studenten verabredet hätte, auf den Nachmittag den Herrn Doktor Bahrdt auf seinem Weinberge zu besuchen.

Vorher aber wollte ich noch den D. S...r von 11 bis 12 Uhr hören: allein als ich bey seiner Wohnung ankam, erfuhr ich, daß er in dem ganzen Sommer halben Jahre als gewe-

sener Prorector nicht gelesen hätte. Meine Neugierde, ob er seinen Vortrag umgestimmet und der Zeit und den Umständen nach, eingerichtet hätte, blieb also unbefriediget. Ich besuchte ihn, und fand diesen würdigen Alten heiterer und munterer, als ich mir vorgestellet hatte.

Nun war es, als ich ihn verließ, 12 Uhr. Da ich nicht vor gut fand in meinem Logis zu speisen; so gieng ich in das Speisehaus auf den Markte, den Ring genannt, in Hofnung hier in Gesellschaft sehr gut zu essen: allein war ich bisher fast überall in Halle getäuscht worden, so geschah es hier noch weit mehr. Man deckte ein klein Tischchen, versprach Bouillon, Vorkost und Carbonnade und Endtenbraten zu bringen, und brachte außer der Vorkost von alle dem nichts genießbares. Beym Braten hielt man nicht einmahl Wort, sondern man brachte ein leder'nes Stückchen Hammelbraten mit einer rothen Brühe begossen, worauf kein Auge Fett war. Ich glaubte in dem kleinsten Flecken in einer der elendesten Garküchen für 2 Gr. zu essen, so über alle Vorstellung elend waren die Speisen, und doch beliebte man dafür 8 Gr. zu nehmen. Das sey einem jeden Reisenden, der nach Halle kommt, zur Warnung gesagt!

Bald nach dem Essen gieng ich mit dem Studenten S. nach Bahrdts Weinberg. Es liegt derselbe eine halbe Stunde von der Stadt auf der Nordseite derselben gegen über in einer wahrhaft romantisch schönen Gegend. Wenn man durch das Schieferthor durch und über die hohe steinerne Brücke gegangen ist, so erblickt man schon denselben, und das darauf neu erbauete 2 Stockwerk hohe Wohn- und Coffeehaus leuchtet einem schon entgegen. Da es auf dem Gipfel des Berges stehet und Fronte gegen die Stadt machet, so erhält es dadurch das Ansehen eines kleinen Schlosses. Aber je näher man demselben kommt, desto mehr verliert es, und wenn man es ganz in der Nähe von innen und außen beantlitzet hat; so findet man nichts an demselben, was es über ein ganz ordinaires Haus erheben sollte. Es ist nur von Holz und Lehm äußerst schwach gebauet, hat schlechte Fenster, Casernen artige Thüren und Treppen. Ich besorge daß es, da es dem Wind und Wetter von allen Seiten her ausgesetzet ist, nicht das 18te Jahrhunedrt viel überleben wird, wenn es gleich auf einem Felen stehen sollte.

Die innere Einrichtung desselben, noch mehr aber die schöne Vüe von allen Seiten aus demselben verdienet mehrern Beifall: denn man sieht unter sich zunächst, den mit Weinstöcken und Obstbäumen angelegten Berg; gegen über die Stadt Halle mit ihren antiquen Thürmen und Häusern; links die Saale und die daran stoßenden Felsen, die Ruinen des Gibchensteiner Schlosses, wovon besonders noch der alte Thurm hervorraget, von welchem sich Ludewig II., Landgraf in Thüringen, aus seiner Gefangenschaft durch einen Sprung in die Saale gerettet haben soll; und rechter Hand die schönen Ebenen bei Halle herum, worauf man im Hintergrunde mehrere Dörfer mit ihren Kirchen und Thürmen erblicken kann. Schwerlich hätte Herr Bahrdt irgendwo eine schönere Gegend zu seinem Wohnorte erwählen können!

Aber vielleicht eben darum, weil alles um ihn herum dem Auge eine so große Mannigfaltigkeit von Natur- und Kunstschönheiten darstellt, will Herr Bahrdt das nicht allein für sich und seine Familie genießen, sondern jeden civilisirten Menschen, besonders den jungen Studierenden zu Halle daran Theil nehmen lassen. Er hat zu dem Ende dies sein Wohn-

haus auch zugleich zu einem Kaffeehause mode-lirt und alles so eingerichtet, daß man bei ihm weder am Leibe noch an der Seele, dursten und hungern darf.

Es scheint freilich die Art, wodurch sich dieser Mann jetzt brauchbar machen will, sehr aufzufallen, und wer kann sich auch sogleich des Lachens oder des Mitleids erwehren, wenn man einen gelehrten und durch Erfahrungen mancherlei Art geprüften Doktor Theologiä, den Kaffetier spielen sieht. Allein wer nicht gewohnt ist alles von der Außenseite, oder nach eingesogenen Vorurtheilen zu beurtheilen, sondern näher zu untersuchen, der wird, wenn er sich mit mir dazu vereinigen will, bald sein Lachen oder Mitleid einstellen, und den Einfall dieses Mannes, eine solche Anlage zu machen, wo nicht gerade zu in jeder Rücksicht billigen doch auch gewiß nicht ganz tadeln und verwerfen.

Mitleid verdient Bahrdt bei dieser seiner Lage gar nicht: denn nach seinem Bekenntnisse findet er sich in derselben glücklicher als jemals.

„Frühe steh' ich auf, genieße des frohen Anblicks der gegen mich über aufgehenden wohlthätigen Sonne, und dann setze ich mich an

„meinem Arbeitstisch. Allererst gegen den „Mittag widme ich mich meinen Gästen, oder „finde in deren Abwesenheit Vergnügen und „Zeitvertreib in der Beobachtung meiner Ar„beitsleute im Weinberge. Frey von den Fesseln „eines öffentlichen Amtes suche ich, so viel ich „kann, der Welt und mir selbst zu nützen, und „erlaube es einem jeden, von mir zu denken „was er will. Packt er mich aber so gröblich „wie ein Zimmermann an, so findet er an mir „seinen Gegner, der mehr als eine Lanze mit „ihm zu brechen im Stande ist."

Dies waren ungefehr seine eigene Aeußerungen über seine gegenwärtige Lage. Hat er alles im Ernste so gemeinet, warum sollte er denn Mitleid verdienen?

Noch weniger aber ist er fähig belacht zu werden. Wenn er gleich ein Caffeehaus angelegt hat, und Gäste für baare Bezahlung speiset, so unterzieht er sich doch weder selbst, noch seine Frau den Geschäften eines Kaffetier oder Gastwirthes. Er nicht — denn er hält junge Marqueurs, welche alles besorgen, die Gäste bedienen und die Bezahlung im Empfang nehmen. Und damit er nicht einmal in die Versuchung kommen darf, zur Verfertigung einer

Rechnung für das, was verzehret worden ist, aufgefordert zu werden, hat er an den Stubenthüren ein Register von allen zu habenden Speisen und Getränken mit beigesetzten Preisen verfertigen und anschlagen lassen. Es ist in der That alles so geringe angesetzet, daß man glauben sollte, er wolle dabei gar nichts gewinnen. Z. B. Eine Portion Kaffee mit Milch und Zucker 2 Gr. Mittagsessen, bestehend aus 3 guten Gerichten 6 Gr. Warmes Abendessen 4 Gr. Butterbrodt und Schinken 2 Gr. u. s. w. Das ist auch in der dortigen Gegend äußerst billig.

Aber auch seine Frau und seine erwachsene Töchter unterziehen sich dabei keinen ihrem Stande unanständigen Geschäften: denn erstere ist seit einiger Zeit gar nicht mehr bei ihm gegenwärtig, weil sie Gründe gehabt haben soll, ihn zu verlassen, und die letztern beschäftigen sich in besondern Stuben mit häuslichen Verrichtungen. Die Küche besorget eine dazu angenommene Haushälterinn.

Schon durch diese wahrhafte Schilderung seiner Anstalt, verschwindet viel von dem Auffallenden bei der ersten Nachricht: daß ein geistlicher Herr Doktor sich zu einem Kaffetier um-

geschaffen habe. Und gewiß, es wird sich jeder widrige Eindruck, den diese allgemein ausposaunte Nachricht gemacht hat, aus den Herzen vieler denkenden Menschen ganz verlieren, ja ich hoffe es, es wird mancher Vater, der seinen Sohn nach Halle auf die Akademie schickt, des Bahrdts und seines Weinbergs wegen, weniger besorgt seyn, wenn ich es beweisen kann, daß von dieser neuen Anlage wenig zu besorgen, und viel Gutes zu erwarten ist.

Hier ist nicht der Ort, erklärte er selbst, wo junge Leute den Schweiß ihrer Eltern verprassen können: denn ich erlaube hier weder Unanständigkeiten und Ausschweifungen noch Prellereien, wie in manchen andern öffentlichen Gasthöfen statt findet. Ich nehme nur ordentliche junge Leute in meinem Hause auf und spät in die Nacht hinein, verstatte ich keinem hier zu verweilen. Aus der ganzen Einrichtung meines Hauses müssen sie es sehen, daß kein Jüngling hier Gelegenheit hat, auszuschrammen, welcher aber wißbegierig ist, kann hier für seine 6 Gr., die er für ein gutes Mittagsbrod bezahlt, außerdem seine Welt- und Menschenkenntniß, nicht weniger seine gelehrten Erkenntnisse sehr erweitern: denn ich setze mich mit meinen Gästen

an einen Tisch, und mache es mir zur Pflicht, dieselben mit guten, angenehmen und gelehrten Gesprächen zu unterhalten. Ich beantworte ihre Fragen, die sie einem öffentlichen Professor vorzulegen, entweder Bedenken tragen, oder wegen Mangel an Gelegenheit mit ihm zu reden, nicht vorlegen können.

Nie werde ich sie in ihren vorgefaßten übeln Meinungen von diesem oder jenem Lehrer unterstützen, oder ihnen beipflichten; ich suche vielmehr ihre Urtheile zu berichtigen, und ohne Zurückhaltung meiner Gedanken über diese oder jene Meinung in der Theologie, ihnen die Wahl einer andern Meinung zu überlassen. Ob dadurch mancher Student bei seinem Mittagsessen nicht mehr profitiren wird, als in manchem Kollegio das er besucht, überlasse ich ihrer Beurtheilung. Wem es einmal wahrhaftig leid seyn wird, mich hier besucht und einige Groschen verzehrt zu haben, dem will ich sein Geld wiedergeben.

Das meiste von dem, was er hier sagte, habe ich selbst bestätiget gefunden. Es hat mir gefallen, daß er, welches ich doch vorher befürchtete, auf keinen Professor in Halle aufgebracht zu seyn schien. Er versicherte mir so-

gar, daß er Semlern und Eberharden für seine Freunde halte.

Ich nahm Gelegenheit ihn einigemal auf wenige Augenblicke zu verlassen; gieng nach dem Garten, im Hause umher, blickte in einige offen stehende Zimmer, selbst in die Küche sah ich hinein; und das that ich alles, um mich mit sehenden Augen von der Wahrheit oder Unwahrheit der Sache zu überzeugen, daß er, Bahrdt, in seinem Weinberge Freudenmädchen unterhalte; aber ich konnte nichts entdecken, was auch nur einen Schein von dergleichen unmoralischen Anlagen verrathen hätte. Einmal begegnete mir eine von seinen Töchtern, die aber ein bescheidenes mehr schüchternes als freches Wesen in ihrem Vorbeigehn bewies, und sich still in eine Nebenstube zu ihren Geschwistern verfügte. Auch fragte ich nachher meinen Gefährten, ob sich denn niemals mehr Personen vom weiblichen Geschlechte hier blicken ließen, als die Töchter des Herrn D. Bahrdts und seine Haushälterin. Keine andern, antwortete er, es sey denn, daß jemand aus Halle mit seiner Frau und seinen Töchtern herauskommt und hier mitspeiset, welches aber auch nur selten geschiehet. Ich fügte noch eine andre Frage hin-

zu, die sich auf das Betragen des Herrn Doktors selbst, bei Gesellschaften bezog, und erhielt hier die erfreuliche Antwort: daß man ihn zu aller Zeit so fände, wie ich ihn heute gefunden hätte, munter, aufgeräumt, aber nie bis zur Ausschweifung lustig. Alles, worüber man sich jetzt in Halle über ihn beschwerte, wäre seine wahrscheinlich nicht ganz schuldlose Trennung von seiner Frau, welche ihn seit einiger Zeit verlassen, und sich zu ihren Anverwandten hinbegeben habe.

Angenommen, daß dies alles Wahrheit sey, und was sollte mich bewegen können, partheyisch zu seyn; ja was sollte meinen Gefährten, welches ein stiller und gutgezogener junger Mann war, bewogen haben, zum Vortheil des Bahrdts eine Unwahrheit zu sagen? so wird man mir zugeben müssen, daß nur des Bahrdts Feinde absichtlich seine Weinbergswirthschaft verschrien haben. Und nach dem allen zu urtheilen, was ich hier gesehen und gehöret habe, verdient diese seine Anlage mehr Beifall als Tadel. Es wäre gewissermaßen zu wünschen, daß sich eine ähnliche öffentliche Wirthschaft bei allen Universitäten fände, weil dadurch junge Studierende, welche sich zum öftern gern ver-

gnügen wollen, eine Gelegenheit erhielten, sich bei geringen Kosten mit Nutzen vergnügen zu können. Unvermerkt würden sie auch dadurch von wilden Gesellschaften abgezogen, und hier etwas lernen können, wo sie eigentlich nur eine sinnliche Zerstreuung suchten.

Und ein solcher Mann, der mit so wenigen Eigennutz wie Bahrdt, seine Zeit den Musen-Söhnen widmete, verdiente oft mehr eine Unterstützung zur Vervollkommnung der Anstalt aus einem öffentlichen Fond, als mancher andre, der einer ganzen Universität mehr zur Last gereicht, als daß er im Stande seyn sollte, derselben auch nur einen reellen Nutzen zu verschaffen!

Keine Regel ist ohne Ausnahme. So wohl mir im Ganzen genommen die Bahrdtische Wirthschaft gefallen hat, so gestehe ich doch gerne ein, daß es besser wäre, wenn sich Herr B. stets eines ganz unbescholtenen Gerüchts in Lehr und Wandel fähig zu machen, beflissen hätte. Es wäre besser, wenn er weniger frei in seinen Gesprächen über wichtige Lehren des Christenthums wäre; besser, wenn er mit mehrerer Schonung von dem redete, was andern heilig ist; und besser, wenn er sich im Umgange

mit jungen Leuten allezeit etwas mehr Würde, doch ohne stolz und zurückhaltend zu seyn, zu geben wüßte. Wo ist aber alles ganz vollkommen? Wo ist selbst ein gut besoldeter Professor zu finden, in dem sich alle nur möglich gute, zu einem Professor erforderliche Eigenschaften wie in einem Centro vereinigen?

Wenn der junge Mann einmal davon unterrichtet ist, daß Bahrdt kein Theologe in der engen Bedeutung des Wortes ist, ob er wohl in jüngern Jahren den geistlichen Doktorhuth erhalten hat — daß er ein Verdienst darin sucht, grade das Gegentheil von dem zu glauben, was andere glauben, und wobey sie sich beruhigen; oder mit andern Worten: daß er gar nichts glauben will, was zum theologischen System gehöret: so wird er auch seine theologischen Unterredungen mit ihm, nur in so weit nutzen, als sie ihm Anleitungen zum fernern Nachdenken geben. Liegt ihm die Sache der Religion am Herzen, so wird er sich durch alle Zweifel hindurch zu arbeiten suchen, und dadurch desto mehr in derselben befestiget werden. Und dieß wird ihm in der Folge vielen Nutzen bringen, wenn er in die Versuchung geräth,

mit Religionsspötttern in nähere Verbindungen zu kommen.

Die Furcht, daß ein angehender Theologe verführet und auf Irrthümer hingeleitet werde, kann nur dem anwandeln, der nicht weiß, was ein Theologe alles wissen sollte. Ohne Bahrdten kennen gelernt zu haben, muß er nicht nur desselben, sondern auch sogar aller wirklichen Religionsspötter ihre Meinungen früher oder später — aber je früher desto besser, kennen zu lernen suchen. Freilich nicht, um einmahl darüber zu predigen, sondern um darüber nachzudenken, um sie widerlegen zu lernen, wenn er einige von der Legion ihrer Nachbether widerlegen soll.

Und ist es denn unumgänglich nothwendig, mit D. Bahrdten blos Gespräche über die Religion zu führen? Gewiß er ist herzlich froh wenn er dazu nicht aufgefordert wird: denn er kann fast nichts mehr darüber sagen, als was er schon mehrmahlen schriftlich darüber gesaget hat. Oder weiß etwa derselbe von nichts anders als von der Theologie zu sprechen? Man irrt sich gewaltig in ihm, wenn man ihm nur solche eingeschränkte Kenntnisse zutrauet. Bahrdt ist ein offenes Buch, man führe ihn, worauf man

will, er wird allezeit Bescheid sagen, wo nicht allemal für einen Selbstdenker befriedigend, doch hinreichend zur Belehrung eines wißbegierigen aber noch nicht viel wissenden Jünglings.

So viel im Allgemeinen von dem D. Bahrdt und seinem Weinberge. Nun noch etwas, was mich und ihn selbst angeht. Ich eilte, da ich durch das hallische Stadtthor war, mit einer unbeschreiblichen Begierde nach dem immer vor mir liegenden Weinberge zu, um den Besitzer desselben bald von Person kennen zu lernen. Aber ich war bereits über eine Stunde in seinem Hause, ehe ich seiner ansichtig werden konnte. Er beschäftigte sich mit einigen Handwerksleuten in seinem Berge, und schien mir und meinem Gefährten nebst drei andern Personen aus der Stadt vor dieß Mahl nicht die Ehre seiner Gegenwart gönnen zu wollen. Mehrmahlen fragten wir nach ihm, aber sein Marqueur gab uns allezeit die Antwort: daß der Herr Doktor in Bauangelegenheiten vieles zu thun habe.

Endlich davon überzeugt, daß ein Mann wie er, Spaß verstehen müßte, schickte ich den Knaben an ihn ab, mit dem Complimente: daß er sich ohne Verzug in Person zeigen möchte, weil ein Reisender aus fernen Gegenden

vor Begierde brenne, ihn zu sprechen. Im Augenblicke war er in Lebensgröße da. Er erschien mir in einer solchen Figur, wie ich mir ihn immer gedacht hatte. Klein von Person, mit abgeschnittenen Haaren, einen großen runden Huth auf dem Kopfe, und eine lange Tobackspfeife im Munde habend. Wie er nur die Thüre öfnete, so wußte ich schon, daß ich den D. Bahrdt sah. Aus seinen ersten Worten schloß ich, daß er meinetwegen zu kommen verweilt hatte: denn er versicherte, daß er von Niemanden habe erfahren können, wer ich sey und von wannen ich käme. Nun aber verließ er mich auch nicht wieder, bis mich der herannahende Abend nöthigte, ihn zu verlassen.

Anfänglich sprachen wir von dem, was ich bereits oben angeführt habe, und sodann lenkte ich das Gespräch auf gelehrte Sachen. Die Geschichte der erbärmlichen Erbsünde mit welcher mich D. K— selbigen Tages des Morgens unterhalten, hatte zu sehr auf mich gewirket, als daß ich nicht zuerst von ihr Gelegenheit zur Unterhaltung mit Bahrdten genommen hätte. Wenn mich aber jener nicht mit seiner zurückhaltenden Sprache befriediget hatte, so behagte mir dieser noch weniger, da ich ihn, so zu re-

den, das Kind mit dem ganzen Bade ausgießen sah. Er glaubte, der Mensch habe auch nicht einmahl eine stärkere Anlage zum Bösen als zum Guten, davon ich mich doch immer so gewiß überzeugt halte, als 2 mahl 2, 4 ist. Ich führte manche Beweise für meine Meinung an, aber er suchte sie alle zu entkräften. Er behauptete, der Mensch könne eben so leicht das Böse fliehen, als das Gute üben, wenn er nur seiner Vernunft folgen und durch dieselbe seinen freien Willen lenken wollte. Wenn das manchen Menschen schwerer würde als einem andern, so läge der Fehler bei dem letztern in seiner Erziehung, oder in der schon lange geübten Sinnlichkeit.

Vieles davon war nur allzuwahr, allein weil es doch gestritten seyn sollte, so suchten wir uns in unsern Meinungen nicht zu nähern, ohne über oder gegen einander böse zu werden.

Auch kamen wir auf seine gegenwärtige schriftstellerische Arbeiten zu sprechen, und er entdeckte mir, daß er an einem Katechismus für Fürsten — wo ich nicht irre, so heißt der Titel — arbeite. Er predige darinne blos natürliche Religion, und äußere den Wunsch, daß diese allgemeiner werde, und die positive Reli-

gion, als den ewigen Zankapfel der Gelehrten verdränge. Aber, ich befürchte auch, setzte er hinzu; daß dieser Satz mir bie Censur dieses Buches erschweren wird. Das will ich auch hoffen, erwiederte ich ihm. Und wie können sie nur als ein heller Kopf in unsern Zeiten einen solchen Vorschlag zu Markte bringen, ohne als gewiß vorher zu sehen, daß er als Kontrebandewaare sogleich konfisciret wird? Wie können sie sich überhaupt nur bereden, daß jemahls die positive Religion abgeschaft werden würde? Ey nun, antwortete er, das sehe ich wohl ein, daß ich vor der Hand damit nichts ausrichten werde; aber ich will doch zu dem aufzuführenden Gebäude der Vernunft-Religion einige Steinchen liefern, andere nach mir werden das auch thun, und so kann nach und nach das Gebäude fertig werden. Hätten sie und ich, fuhr er fort zu reden, vor einigen Jahren wohl geglaubt, daß in Frankreich jemahls eine solche Revolution zu Stande kommen würde, als doch nun wirklich geschehen ist? Das wohl nicht, versetzte ich ihm, aber es läßt sich auch von der Regierungsverfassung Frankreichs, deren mangelhafte Verwaltung am Ende jeden Unterthanen desto mehr einleuchtete, je drücken-

der sie für ihn ward, nicht auf die christliche Kirche schließen, welche überdem die Verheißung vor sich hat: daß sie die größte Macht nicht zerrütten soll. Und wenn am Ende von ihrer Religions-Umschaffung kein größerer Nutzen im Allgemeinen zu erwarten wäre, als bisher von der Revolution in Frankreich für das Allgemeine entstanden ist; so weiß ich eben nicht, ob sie Ursache hätten ihre projectirte Religionsrevolution realisirt zu sehen, oder ob man es ihnen danken würde, sie befördert zu haben. Und was wollen sie denn überhaupt damit sagen, wenn sie die positive Religion durch eine Vernunft-Religion verdrängt wissen wollen? Ist denn die Christliche Religion nicht eine vernünftige Verehrung des höchsten Wesens? Bestreben sich denn nicht schon seit vielen Jahren die protestantischen Prediger dahin, von den Kanzeln eine vernünftige und christliche Moral zu predigen? Nicht doch — fiel er mir ins Wort, es giebt selbst hier in der Nähe herum viele Prediger, welche ungewaschen Zeug auf die Kanzel bringen. So wenig ich das befürchtet hätte, war meine Antwort, so kann ich doch die Möglichkeit und Wirklichkeit ihrer Aussage nicht bestreiten; aber würden Vernunftlehrer nicht

auch hie und da ungewaschen Zeug vorbringen können? Die christliche Religion ist doch wahrhaftig nicht an den ungewaschenen Vortrage mancher Volkslehrer Schuld, sondern der Fehler liegt im Verstande des Lehrers selbst. Thun sie lieber den Vorschlag, daß keine Pfarre mehr an unwissende Leute vergeben, sondern daß ein jeder gelehrter Tölpel zur Erlernung einer einförmigen Berufsarbeit zurückgewiesen werde, wie der Fall oft in England ist; dann wird keine Kanzel mehr durch ungewaschenes Zeug entweihet werden. Das wollte ich aber nicht fragen, was er alles unter ungewaschenem Zeuge verstünde, weil ich voraus einsahe, daß wir hier abermals nicht mit einander übereinstimmen würden. Und weil ich kaum glaube, daß er öfters einen christlichen Vortrag anhören mag, so zweifle ich auch hier an der Richtigkeit seines gefällten Urtheils über einige dort herum lebende Prediger. Manche Leute denken sich das gleich wirklich, was doch nur möglich ist, und es könnte leicht seyn, daß dieser an Einbildungskraft so starke Mann, in eben den Fall bei dieser Gelegenheit gerathen wäre! Damals hatte ich seine Schmähschrift: Mit dem Ritter von Zimmermann deutsch gesprochen, noch nicht

gelesen; sonst würde ich ihm manche Unanständigkeiten, deren er sich in derselben schuldig gemacht, vorgeworfen, und ihm meine Meinung über seine Aeußerungen von pag. 62 an, ganz unverholen gesagt haben. Vielleicht hätten mich seine Antworten zur nähern Kenntniß seines Charakters geführt, der manchen zweideutig scheinen will.

Ich verdenke es Herrn Bahrdten gar nicht, daß er mit jenem Ritter eine Lanze brechen wollte, da er zum Streit von demselben gleichsam aufgefordert worden ist. Denn ein Mann wie Bahrdt wird nicht schweigen, so lange er noch die Hand rühren, und Feder, Papier und Tinte erhalten kann; aber der Moralist Bahrdt hätte nicht wie ein Klopfechter gegen einen irrenden Ritter zu Felde ziehen sollen! Er hatte genug Gelegenheit seinen Witz gegen ihn spielen zu lassen, ohne sich so gröblich wider die Moralität und gute Sitten zu versündigen.

Doch er mag sich nun auch die übeln Folgen dieser seiner ausgeübten Unmoralität gefallen lassen, da er aus dem Schauspiel: Bahrdt mit der eisernen Stirne, oder: die deutsche Union gegen Zimmermann, ersehen haben wird, daß er einen Gegner gefunden hat, der ihn in un-

sittlichen Ausdrücken, bei weiten zurück läßt, und dessen Schauspiel alles übertrift, was man bisher Scandalöses gelesen hat. Möchte doch der Ritter von Zimmermann und Doktor Bahrdt beide zugleich die Schwerdter in ihre Scheiden stecken, und stillschweigends vom Schauplatz abtreten, damit des sittenverderblichen Unwesens ein Ende werde!

Da der D. Bahrdt so viel geschrieben hat, so zweifelte ich keinen Augenblick, bei ihm eine ansehnliche Bibliothek zu finden. Meine Neugierde ward rege sie zu sehen, und sein freundschaftliches Betragen gegen mich, ließ mich hoffen, daß er sie mir auf mein Bitten zeigen würde. Aber welche Verwunderung ergriff mich, als ich von ihm hörete, daß er keine habe. Sie keine Bibliothek? nun doch wohl eine ansehnliche Büchersammlung, wenn ihnen der Name Bibliothek zu stolz klingt? Aber er versetzte mir, nein auch diese nicht — gar kein Buch habe ich. Ich dächte, erwiederte ich ihm, sie hätten allein schon eine Bibliothek geschrieben? Beinahe, antwortete er, aber ich habe auch meine eigene Bücher nicht mehr im Besitz. Die meisten von denselben verdienten es auch nicht, daß ich sie aufbewahrt hätte:

allein ich will doch der Nachfrage wegen, an alle meine Verleger schreiben, und sie bitten, mir von allen ein Exemplar zu schenken.

Anfänglich glaubte ich, er wollte dieß nur behaupten, damit ich ihm selbst für ein lebendiges Buch halten möchte; allein mehrere versicherten mir nachher, daß er eine Wahrheit gesagt habe. Ueberdies glaube ich auch nicht, daß Bahrdt einer eitlen Ehrbegierde mehr fähig ist. Was er jetzt schreibt, entspringt wohl nicht mehr aus einer Begierde sich wichtig zu machen. Er muß es nun wohl schon wissen, daß er dazu viel zu viel wider sich hat. Mangel an hinlänglicher Unterstützung, Geschäftlosigkeit, Antrieb zur gewohnten Thätigkeit, und höchstens nur nebenbey ein wenig Ehrgeitz, sich durchs Stilleschweigen nicht ganz in Vergessenheit zu bringen, das sind wohl die Haupttriebfedern seiner gegenwärtigen schriftstellerischen Ergießungen. Man hat vielleicht der christlichen Religion mit der Entsetzung dieses Gelehrten von öffentlichen Aemtern Vortheile verschaffen und verhindern wollen, daß das Gift seiner vorgefaßten Meinungen sich nicht allgemein verbreiten solle; aber mich dünkt, dadurch hat man das Uebel ärger gemacht. Sein durch ein Kaiserl. Reichs-

hofraths-Conclusum veranlaßtes im Jahr 1779 herausgegebenes Glaubensbekenntniß, verglichen mit seinen jetzigen Schriften und darin zu findenden Maximen entspricht völlig meiner Vermuthung. Damals fühlte er nur einen innerlichen Beruf in der Kirche Christi aufzuklären, jetzt aber fühlt er einen unwiderstehlichen Drang, sie niederzureissen. Kein Wunder! denn was thut der Mensch aus Noth nicht. Der Wurm krümmt sich wenn man ihn tritt, und das zahmste Thier schreit, beißt und schlägt hinten und vorn aus, wenn es gereizt und angefallen wird. Der Geist jener ersten Glaubensbekenner, die um der Wahrheit willen, sich gelassen ins Angesicht schlagen, aus dem Lande jagen, foltern und umbringen ließen, kann nicht auf jeden andern Menschen ruhen, der sich der Wahrheit nicht so gewiß bei seinen Hypothesen ist, als jene. Ein Mann, der Gefühl für Ehre, ein Vater, der Liebe zu seinen Kindern, ein Mensch, der bey einem gesunden Magen noch Lust zum Essen hat, der kann nicht gleichgültig bleiben, wenn man ihm seine Ehre raubt, und ihm und seinen Kindern das Brod vor dem Munde wegnimmt. Ist er ein Mann von unbiegsamen Charakter, so machen ihn die

größten Leiden nicht stumm, im größten Gedränge schreit er, und wenn er wieder Luft bekommt, so wird es mit ihm ärger als zuvor. Gelindigkeit, sanfte Zurechtweisung, oder noch besser, Nichtbemerkung, würden also auch Bahrdten weit eher in seine Schranken zurück gebracht haben.

Vielleicht ist auch noch nicht alles verloren. Vielleicht wenn man noch demselben einen bestimmtern Wirkungskreiß anwiese, so würde er brauchbarer und weniger schädlich seyn. Vielleicht trüge alsdann die Kirche Christi, an diesem Mann noch einen Sieg davon! Vielleicht lenkte er in Etwas wieder ein, und thäte das, was er schon einmal in Ansehung der ersten Früchte seines schriftstellerischen Genies gethan hat, zum zweitenmal in Ansehung seiner Arbeiten in den mittlern Jahren seines Lebens. Diese seine Reue wäre bey einer gelinden und wohlthätigen Behandlung um so mehr zu beabsichtigen und zu wünschen, je weniger sie jetzt, so lange seine Lage dieselbe bleibt, zu erwarten ist.

Den 4ten September setzte ich mit Tages Anbruch meine Reise von Halle aus, über Mer-

seburg nach Naumburg fort. Abermals fünf Meilen.

Da es nicht zu meinem Zwecke gehörte, mich in allen Städten, die ich durchreisen mußte, zu verweilen, alle Kirchen zu durchkriechen, jede schöne Mahlereien in denselben zu beurtheilen, oder alle alte Inschriften an den Häusern zu entziffern, um daraus Stoff zu einer langen Reisebeschreibung zu sammeln, sondern hauptsächlich Menschen kennen zu lernen und ihre Sitten, Gewohnheiten und Meinungen zu erforschen; so hielt ichs daher auch nicht für nöthig, mich in der an Alterthümern vielleicht reichen Stadt Merseburg aufzuhalten. Schnell durchfuhr ich sie, und hielt erst gegen Mittag in einem mehr als eine Meile davon entfernten Dorfe einige Stunden an. Ehe ich aber dasselbe erreichte, begegneten mir schon einige chursächsische Dragoner zu Pferde mit bloßen Säbeln, die mich der Reihe nach examinirten und fragten: wer ich sey, und wohin ich wollte. Anfänglich, da sich dieß mehrmalen hintereinander ereignete, hielt ich es für ein Spielwerk eines in der Nähe sich vielleicht befindlichen Lustlagers; allein da ich in jedem Dorfe beim Ein- und Ausgang desselben einige Zelter aufgeschla-

gen fand, und unweit davon über den Weg von einer Bohnenstange einen sehr künstlich gemachten Schlagbaum, an welchem am obern Ende desselben feine Weidenruthen anstatt der Ketten zum Auf- und Niederziehen desselben angebracht waren, wahrnahm, welcher von einem Dragoner mit geschulterten Gewehre bei meiner Ankunft herunter gezogen und nach geendigten Examine zu meiner Durchfahrt ohne weitere Umstände heraufgelassen ward, so vermerkte ich Unrecht, und besorgte, daß die Sache des possierlichen Schlagbaums ungeachtet mehr als ein Spaß seyn möchte. Bei dem zweiten Schlagbaume nahm ich mir die Freiheit zu fragen, wozu diese kriegerische Anstalten gemacht würden, und erhielt zur Antwort: es geschähe um das Zusammenlaufen der Bauern zu verhindern, die sich unweit Dresden 18000 an der Zahl zur Rebellion versammelt hätten. Nun dann, versetzte ich ihnen, können sie mich sicher passieren lassen, denn ich gehöre weder zu dem Bauerstande, noch bin ich auch ein Innländer.

Kaum aber als ich dieß erfahren hatte, fiel mir der oben angeführte Discours des Bürgers ein, der mich vor einigen Tagen von Brück nach Bälzig begleitet hatte. Ich besorgte des-

wegen mehr von dieser Geschichte als nachher davon geworden ist. Selbst für meine Person, und noch weit mehr für mein Pferd ward mir bange, daher entschloß ich mich, meine Reise zu beschleunigen, oder wo möglich auf einem andern Wege nach Franken zu reisen. Als ich endlich das zur Mittagsfutterung meines Pferdes bestimmte Dorf erreicht hatte, so ward ich zwar von aller Besorgniß für mich ziemlich befreiet, aber desto mehr von der Gefahr für Sachsen überzeugt. Der Wirth des Gasthofes daselbst war ein sehr gesprächiger und gefälliger Mann. Er versicherte mich, daß vor der Hand in jenen Gegenden, die ich noch zu durchreisen hätte, keine Gefahr zu erwarten sey; aber er suchte mir auch den Unwillen des Landvolks gegen die sächsischen Minister und Großen, welche das Herz des Churfürsten gefesselt hatten, so lebhaft zu schildern, daß ich nicht einen Augenblick in jener ihre Stelle zu seyn, wünschen konnte. Und als ich so ganz vertraut mich mit ihm unterredete, kamen zwei Dragoner und ein Unteroffizier vor sein Haus gesprengt und arretirten mich? nein, sie forderten sich Bier um ihren Durst zu löschen. Auch sahen mir diese unbärtige Söhne des Mars, so wenig martia-

lisch aus, daß ich im Fall einer intentirten Arretirung mit meinem bei mir habenden Burschen wohl noch Bedenken getragen hätte, ihnen ohne Widerrede gutwillig zu folgen. Es stieg auch der Unteroffizier nur allein vom Pferde und kam in unsre Stube. Da er mich mit dem Wirthe verträulich sprechen hörte, mischte er sich in unser Gespräch und erklärte ohne alle Zurückhaltung, daß es schlimm um den Churfürsten aussähe. Er habe zwar schon einen Minister (ob das wahr war, weiß ich nicht) nach der Vestung geschickt, aber das würde noch nicht allein das aufgebrachte Volk besänftigen. Nun so werden sie es thun und ihre Kameraden, fiel ich ihm ins Wort. Die sächsische Armee wird doch ihren Churfürsten gegen eine Handvoll unruhiger Bauern zu schützen wissen? Anstatt darauf zu antworten, fragte er mich, ob ich ein Sachse wäre. Als ich dieß verneint und hinzugesetzt hatte, daß ich das Glück genösse ein Unterthan des Königs von Preußen zu seyn; so erwiederte er mir: — nun dann kann ich von der Leber wegreden. Hören sie, sprach er, mit unsrer Armee ist es anders, wie mit der preussischen. Wir haben lauter junge Leute, alles Landeskinder. Die preussische Ar-

mee aber besteht größten Theils aus Ausländern. Sollte bey ihnen geschehen, was hier bey uns jetzt geschiehet, so dürfte ihr König nur die Ausländer gegen seine rebellische Unterthanen kommandiren, die würden sie bald zu Paaren treiben, und sich bey Theilung des Raubes sehr wohl befinden. Aber hier muß der Churfürst die Kinder gegen ihre Eltern, Brüder gegen Brüder anführen lassen; und da gehts bei meiner Seele nicht gut. Herumreiten werden wir wohl, um Zusammenrottirungen zu verhindern, aber hohl mich der Henker! bis zum Feuer geben und Einhauen darf es nicht kommen. Gewiß, die ganze Armee wirft das Gewehr weg. Dürfen sie das, fragte ich ihn, da sie dem Churfürsten Treue geschworen haben? Ey was, gab er verdrießlich zur Antwort, das gehöret hieher nicht. Treue wider die Feinde seines und unsers Vaterlandes wollen wir beweisen, aber nicht unsre Väter und Brüder erwürgen. Wenn der Churfürst klug ist, so wird er es auch nicht bis dahin kommen lassen.

Nun, so wird wohl der König von Preußen, welcher, wie ich höre, durch einen Theil von Sachsen seine Truppen aus Schlesien zurückführen wird, dem gedrängten Churfürsten zu

Hülfe eilen müssen? Das wäre der klügste Rath, gab er zur Antwort; aber auf unsre Leute ist kein Verlaß, dabei bleibe ich.

Der Wirth wollte sogar schon davon gehöret haben, daß preußische Hülfstruppen im Anmarsch wären. Dieß veranlaßte von meiner Seite die Frage: ob er sich vor den Preußen nicht fürchte. Nein, sagte er, gar nicht, lieber Preußen als jede andere fremde Truppen. Die Preußen, ohne Heucheley zu reden, sind gute Leute und halten Mannszucht. Sie schonen den Feind im Felde nicht, aber sie sind mitleidig gegen den stillen feindlichen Unterthan. Im siebenjährigen Kriege bin ich mit ihnen am besten fertig geworden. Auch bin ich gut dafür, wenn nur zwei Regimenter Preußen wider die Bauern anrückten, die Lust zu rebelliren würde ihnen sogleich vergehen.

Dieß Gespräch verschafte mir eine neue Einsicht von dem großen Vortheil, den auswärtig geworbene Truppen einem Monarchen bringen. Bisher hatte ich nur geglaubt, daß alle Vortheile, welche sie brächten, darin beständen: daß durch sie mehrere Menschen ins Land gezogen, und die Landeskinder zur Betreibung des Ackerbaues und anderer Handthierungen mehr

geschonet würden; nun aber erfuhr ich auch, daß sie zur stärkern Befestigung einer Monarchie dienen, oder, daß der Fürst, welcher sie besoldet, bei innerlichen Unruhen mehr auf ihren, als auf den Beistand der Landeskinder rechnen könne. Doch wohl dem Monarchen, dessen Thron von Weisheit, Güte und Gerechtigkeit umgeben, solche Stützen nie bedarf!

Ich habe schon einmal erinnert, daß ich mit dem Eintritt in Sachsen den gemeinen Mann daselbst höflicher als bey uns gefunden habe. Jetzt, da ich den Thüringer Kreis berührte, und also tiefer in Sachsen hinein kam, schienen mir diese Art Leute immer besser, gesitteter und höflicher zu werden.

Da ich aus einer Gegend kam, wo (die Wahrheit dringt mir dieß Geständniß ab) der gemeine Mann fast gar keine Begriffe von Höflichkeit hat; wo er einem Reisenden weder grüßt, noch demselben willig mit Rath und That in Verlegenheiten zu Hülfe eilet; wo er ihn oft ohne alle Rücksicht gröblich behandelt, wenn er nur im geringsten seinen Acker, sey es auch unwissend und unvorsetzlich beschädiget hat; ja wo er wohl gar jedem Fremden, den er für schwächer als sich selbst hält, auf der Landstraße

mit einer solchen Schnelligkeit entgegen fährt, daß jener kaum Zeit gewinnen kann, denselben auszuweichen, und ihm dann, wann ers gethan hat, auslacht und nachjauchzet; oder wenn er es nicht sogleich thun will, mit Schimpfreden begrüßt und nicht selten mit Peitschenhieben bewillkommt. Da ich, sage ich, aus einer solchen Gegend kam, wo dergleichen Ereignisse nicht zu den Seltenheiten gehören, so mußte es mir wohl auffallen, wenn ich hier in Sachsen auf meiner Reise in einem Tage mehr als einmal von einer zuvorkommenden Güte und Höflichkeit der Landleute überrascht ward; wo man mir als einem Prediger solche Achtung erwies, als wenn ich immer in meiner Parochie gefahren wäre.

Ich will gar nicht sagen, daß mir die Gewohnheit der Leute in allen dort herumliegenden Städten und Dörfern, einem durchfahrenden Reisenden bei Aufreissung ihrer Fenster einen Gruß entgegen zu rufen, ehe letzterer sie zu grüßen in Willens war, sehr gefallen hat. Sie hat freilich ihr Gutes, weil man dadurch oft Gelegenheit erhält, sich nach dem rechten Wege zu erkundigen, und weil man gleichsam wie unter lauter bekannten Freunden seinen Weg

fortsetzet. Aber sie hat auch das Unangenehme daß man bei schlechter Witterung den Huth kaum einen Augenblick aufbehalten, und anstatt seinen Weg zu beobachten, nur immer von allen Seiten sich hinwenden und den empfangenen Gruß erwiedern muß. Auch läugne ich nicht, daß ich anfänglich argwöhnte, es wollten mich die Leute zum besten haben, wenn ich sie vor meiner Annäherung schon an ihren Fenstern mit entblößten Kopfe stehen sah, und mir das: Gott grüße sie, entgegen rufen hörete. Allein das verdienet Lob und Beifall, daß sie auch zu all' und jeden Dienstleistungen selbst mit Aufopferung ihrer zur Arbeit bestimmten Zeit stets bereit sind.

So begegnete mir in der Gegend bei Roßbach, wo im Jahr 1757 Friedrich II. einen so glorreichen Sieg über die vereinigten Franzosen und deutschen Kreistruppen erfochte, und wo eine fast unabsehbare schöne fruchtbare Ebene ist, folgender Vorfall, der meine vorige Aeußerungen bestätigen wird.

Ich hatte, wie es mehrmalen geschah, auch hier den rechten Weg nach Naumburg verfehlet, und war zu weit links nach der seitwärts in einem Grunde liegenden Stadt Weissenfels ge-

kommen. Als ich meinen Irrthum gewahr ward, so lenkte ich rechts ein, und sah mich genöthigt, über ein Brachfeld zu fahren. Ehe ich mir es aber versah, stieß ich auf einen Acker, worauf noch abgemäheter Haber in dicken Schwarten lag, und an dem äußersten Ende desselben erblickte ich über zwanzig Arbeiter verschiedenen Geschlechts, welche den Haber zusammenharkten und aufbanden. Auch konnte ich weder rechts noch links ausbiegen, weil allenthalben Feldfrüchte auf dem Halme standen. In dieser Verlegenheit blieb mir nichts übrig, als meinen Weg zu verfolgen, und mich der Discretion der vor mir sich befindenden Arbeiter zu überlassen. Das wird nicht gut gehen, rief mir mein Bursche zu, die Leute werden uns das Pferd ausspannen. Sei guten Muths, versetzte ich ihm, hier sind die Leute zu gut, als daß sie einen Irrefahrenden so gröblich behandeln sollten. Indessen weil ich doch befürchtete, es möchte sich die Höflichkeit jener Leute nicht so weit erstrecken, daß sie es ganz ungeahndet geschehen lassen sollten, ihren Haber beschädiget zu haben, so nahm ich ein preußl. Achtgroschenstück in die Hand, um durch Darreichung desselben mich für Unannehmlichkeiten zu sichern.

Und als ich mich ihnen näherte, hatte es auch wirklich das Ansehen, als wenn sie etwas gegen mich beabsichtigten; denn sie hörten auf zu arbeiten, und sahen mich mit unverwandten Blikken an. Kaum aber hatte ich sie gegrüßt und ihnen zugerufen: lieben Freunde, ich habe mich verirrt und suche die Landstraße, welche nach Naumburg führt, als sie mir schon alle freundlichst dankten und unter einander gleichsam wetteiferten, wer die Ehre haben sollte, mir den Weg zu zeigen. Eine Höflichkeit, dacht' ich, ist der andern werth. Da sie dir keine Vorwürfe wegen der Fahrt über ihrem Haber machen, so willst du sie dir selbst machen. Ich bat daher um Verzeihung, daß ich ihnen hätte Schaden zufügen müssen. Ein alter Mann unter ihnen, vermuthlich der Eigenthumsherr dieses Ackers, zog seine Mütze herab, näherte sich meinem Wagen und sprach lächelnd: Mit ihrem Wägelchen werden sie keinen großen Schaden gethan haben. Aber darf ich fragen, wo kommen sie her? Aus Berlin, antwortete ich, guter Alter. — Aus Berlin? hm, versetzte er, da sind sie schon weit gefahren, und nun müssen sie sich noch verirren! Sie sind wohl ein Herr Magister? so nennen die Leute

in Sachsen ihre Prediger, weil man daselbst, besonders in Wittenberg, ohne alle Mühe mit wenigen Kosten den Magistertitel erhalten kann, und die meisten geistlichen Kandidaten ihn auch mit nach Hause von der Universität nehmen; andere lassen sich das Diploma nachschicken, und die pflegt man spottweise Kober-Magisters zu nennen, weil vielleicht dasselbe zuweilen wohl eingepackt im Kober ankommen kann. Als ich ihm diese Frage also bejahet hatte, ja ich bin ein Prediger; so rief er einen jungen Burschen aus den Arbeitern, und befahl ihm, mich auf die rechte Straße zu bringen. Dieser, sogleich bereit, ergriff mein Pferd beim Zügel, führete es am Ende des Ackers über einen aufgeworfenen Graben, und gieng nachher beinahe eine halbe Stunde neben meinem Wagen her, bis wir einen Kreutzweg erreichten, wo er mir sagen konnte, welchen Weg ich fassen müßte. Indem er weggieng, both ich ihm das noch in meiner Hand habende Geld als ein Geschenk an, aber er nahm es durchaus nicht an; sondern trennte sich mit den Worten von mir: fahren sie in Gottes Namen. Ganz in Verwunderung über dieß Betragen der Leute versetzt, rief ich meinem Burschen zu: Vergiß es

lebenslang nicht, was dir in diesen Gegenden für gute Leute aufgestoßen sind. Erzähle es bey unsrer Nachhausekunft allen deinen Freunden was uns hier begegnete, und ermuntere durch das Lob dieser Menschen, dieselben zu ihrer Nachahmung. Ja, antwortete derselbe, das werde ich thun: denn das sind hier recht gute Leute. Thäte das ein Fremder bey uns, und führe über einen solchen Acker, die Bauern schlügen ihn Arme und Beine entzwey.

Je näher ich Naumburg kam, desto reizender ward die Gegend. Zwar fuhr ich nicht ohne alle Besorgniß die engen Wege zwischen hohen Felsenbergen herunter, da ich augenblicklich einen mir entgegen kommenden Wagen erwartete: allein es gieng alles ohne Schaden ab, und ich kam, ohne in der besorglichen Verlegenheit zu gerathen, noch vor Sonnenuntergang in Naumburg glücklich an.

Ich weiß nicht, woher es gekommen ist, daß ich vor Antretung dieser Reise, wegen der erforderlichen Bequemlichkeit, Reinlichkeit und Sicherheit in den Gasthöfen wo ich übernachten wollte, bekümmert war. Kam es daher, daß ich auf einigen kleinern Reisen in unsern hiesigen Gegenden dieß alles mehrmalen vermißt, und

sogar einmahl erfahren hatte, daß auf dem Wege nach Frankfurt einem Bauer, der Vorspann vorgelegt hatte, aus dem Stalle des Wirthshauses zwei Pferde gestohlen wurden; oder rührte es aus andern Ursachen her, genug ich hatte mich mit Waffen verschiedener Art, sowohl als mit allen zur Reinlichkeit benöthigten Bedürfnissen im Ueberfluß versehen, um Unannehmlichkeiten wo möglich vorzubeugen. Allein kaum war ich nach Sachsen gekommen, als ich mich schon davon überzeugte, ich hätte dieser Mühe überhoben seyn können. Schon in Bälzig lachte man darüber, daß ich meinen Wagen abpacken ließ, und einen Wächter zur Bewachung meines Pferdes im Stalle verlangte. Hier stiehlt kein Mensch, sagte der Wirth, und so stand er mir für allen Schaden. Ein Aehnliches sagte ein jeder anderer Wirth auf der ganzen Reise. Einer unter ihnen, ich weiß aber nicht mehr an welchem Orte, setzte noch hinzu: Sie müssen aus einer Gegend kommen, wo die Leute sehr stehlen, weil sie so viel für Wagen und Pferd besorgen.

Doch nicht allein völlige Sicherheit, sondern auch Ordnung und Reinlichkeit ist in allen dortigen Gasthöfen zu finden. Die Hausknechte

in denselben gehen wie in Berlin die Marqueurs bei den Billards gekleidet und sind von einer Biegsamkeit und Dienstfertigkeit, welche fast ins Uebertriebene fällt.

In dem Gasthofe zu Naumburg, wo ich einzukehren für gut befand, kam mir Wirth und Wirthin nebst dem Hausknecht mit einer Höflichkeit entgegen, daß ich mich beinah überredet hätte, die Leute müßten in mir einen längst erwarteten Freund zu erhalten glauben: denn ich konnte nicht aus dem Wagen steigen, man hob mich aus demselben. Meine Sachen wurden mit einer großen Eilfertigkeit auf die mir angewiesene sehr reinliche Stube gebracht, und mein Pferd war schon ausgespannt, der Wagen bereits unter ein Verdeck gebracht, ehe ich noch darum bitten konnte, daß es bald geschehen möchte. Der Wirth ließ durch meinen Burschen anfragen: ob er einen Augenblick auf meine Stube kommen dürfte; als ich darin gewilliget hatte, so kam er, und erbat sich von mir Anweisung zu meiner Bewirthung. Alles sollen sie sogleich haben, sprach er, und kaum war er weg, als ein Bedürfniß nach dem andern befriediget ward.

Auf dem Wege nahe bey Naumburg hatten mir die dort gegen Mittag liegenden Weinberge äußerst wohlgefallen, und wenn ich auch nicht vorher schon gewußt hätte, daß der dortige Wein genießbar sey; so würde mich doch nun die vortrefliche Lage dieser Berge, welche überdem nicht so wie die Weinberge bey Potsdam und Werder, mit Obstbäumen gleichsam bedeckt waren, wodurch dem Weinstocke Nahrung und Sonnenstrahlen geraubt werden, davon überzeugt haben. Und wenn ich bisher durch Erfahrungen belehrt worden war, daß die Menschen in dortigen Gegenden, in ihrem äußerlichen Betragen besser waren, als die meisten von denen, die bey Berlin und Potsdam herum leben; so wollte ich nun auch gerne erfahren, ob der dasige Landwein besser sey, als der in unsern Gegenden. Ich ließ mir also eine Bouteille reichen, welche ganz vorzüglich gut schmeckte, und die ich beynahe dem Wertheimer gleichgestellt haben würde, wenn ich nicht die innere Kraft desselben vermißt hätte. Doch außer seiner Schwäche hatte dieser Wein noch einen andern Fehler, er war für seine Güte etwas zu theuer. Sechs Groschen für eine Sächsische Kanne, nach unserm Maaß $\frac{2}{3}$ Quart,

war zu viel Geld für einen Wein, der an Ort und Stelle wächst.

Uebrigens glaube man nicht, daß sich die Leute in jenen Gegenden ihre Höflichkeiten sehr theuer bezahlen lassen. Ich besorgte das freilich in Naumburg, wo der Diensteifer beinah überspannt, das Essen sehr delikat, und alles übrige äußerst ordentlich war: allein was kaum glaublich ist; für zwey Portionen guten Kaffee, für ein Abendessen von drey Gerichten, und zwar nur für eine Person, für Wein und Bier, für das Abendbrot und Frühstück an meinem Burschen, für Stube und ein weiß überzogenes Bette, für Aufwartung und Licht, ward bey meiner Abreise nicht mehr als 1 Rthlr. 11 Gr. gefordert — und darunter befand sich noch 8 Gr. Haber und 2 Gr. Heu fürs Pferd. Was ist das für ein Unterschied gegen die Wirthsleute in unsern Gegenden, dachte ich so bey mir selbst, und bey der Gelegenheit fiel mir ein; daß ich vor einigen Jahren auf der Reise nach Frankfurt in einer Dorfschenke, blos für ein Gericht Fische zum Abendessen, zwey Bouteillen Bier, zwey Portionen Kaffee und ein Nachtlager, ohne Wein und ohne Pferdefutter 2 Rthlr. 21 Gr. hatte bezahlen müssen. Der Grund

hiervon liegt nicht in dem höhern Preiße der Nahrungsmittel, denn es ist dorten beinah alles in dem Preise wie bey uns, ausgenommen das Fleisch; nicht in den größern Abgaben, denn die Sächsischen Unterthanen geben zwiefach so viel an Steuern u. dgl. als Preußische Unterthanen; sondern er liegt in der Unverschämtheit der hiesigen Gastwirthe. Sie nehmen, wo zu nehmen ist, ohne sich darum zu bekümmern, ob ihre Foderungen mit der Billigkeit und Nächsten Liebe übereinstimmen oder nicht.

Den 5ten September setzte ich meine Reise über Jena nach Kahle fort, welches abermahls ein Weg von 5 bis 6 Meilen war. Sollte ich aber den daselbst befindlichen schlechten Weg in Anschlag bringen, so hätte mein Pferd an diesem Tage mehr als noch einmahl so viel wie in den vorigen Tagen gethan.

Es ist wahr, wer noch nie bergigte Gegenden gesehen hat, der muß hier über die Mannigfaltigkeit von Schönheiten, welche die Natur daselbst gleichsam verschwendet hat, erstaunen. Mein Auge sah sich nimmer satt, und ich hielt mehrmahlen stille, um das Bild jener

schönen Gegenden recht fest und unvergeßlich meiner Seele einzudrücken. Indem ich oft, und fast beständig an dem Fuße des einen Gebirges, dessen Gipfel sich in den Wolken zu verlieren schienen, zwischen lauter Alleen von Pflaumbäumen fuhr, deren von reifen Früchten beladene Aeste, sich fast bis zur Erde neigten, und sich gleichsam nach einer Entladung ihres dargereichten Segens sehnten; so stellte sich meinen Augen auf der andern Seite ein oft noch höheres, obgleich weniger steiles Gebirge dar, welches von wilden Holzarten gleichsam bekleidet war. An dem Fuße desselben lagen die fruchtbarsten Aecker und schönsten Wiesen längst der Saale.

Wenn mich auch nicht die dortige Gewohnheit der Feldarbeiter; ihr Getreide mit einer Sichel zu schneiden, und die sehr dick und hoch stehende Gerste, welche damals erst eingeärndtet wurde; von der innern Güte, der an die Felsen-Berge stoßenden Aecker überzeugt hätte; so würde ich es doch aus der Menge der dort herum liegenden schönen, obwohl nur kleinen Dörfer haben folgern können. Ich habe öfters solche Gegenden angetroffen, wo in einem Bezirke von höchstens einer halben Meile mehr

als 8 Dörfer lagen, deren schöne mit Schiefer gedeckten Kirchen und Thürme sich dem Auge mit einmahl darstellten. Lägen diese Dörfer, Kirchen und Thürme auf den Gipfeln der Berge; so würde dieß die Aussicht noch mehr verschönern, da sie aber am Fuße der Berge erbauet sind; so erscheinen die größten von den dortigen Thürmen in einer kleinen Figur, weil sie wie angelehnt an die hohen Felsen da stehen, und mit ihren Spitzen oft noch nicht das Viertel von der Höhe des hinter ihnen stehenden Gebirges erreichen. Ohne Zweifel ist aber hier die Bequemlichkeit, der Nutzen und die Sicherheit mehr im Anschlag bey Anlegung dieser Dörfer gebracht worden, als die schöne Aussicht, an die man sich auch leicht gewöhnt, und die man zu allen Zeiten haben kann, wenn man das hinter sich gelegene Gebirge ersteigen will. Da Aecker und Wiesen unten an den Bergen liegen; so ist es daher auch bequemmer und nützlicher, unweit denselben zu wohnen. Da die Gipfel der Gebirge dem Wetterstrahl mehr ausgesetzt sind, als die untern Ebenen; so stehen Thürme, Kirchen und Wohnhäuser, sicherer unten als oben auf den Bergen. Und weil die Ebenen nicht sehr breit sind, so würden die Ackersleute

weiter zu fahren haben, wenn ihre Dörfer so sehr auseinander lägen als bey uns. Um der Bequemlichkeit willen sind daher viele aber nur kleine Dörfer angelegt.

Wozu es aber nöthig war in einem jeden kleinen Dorfe eine Kirche und einen Thurm zu erbauen, habe ich nicht begreifen können.

Was ich schon vermuthet hatte, daß daselbst schlechte Pfarrstellen seyn müßten, das bestätigte eine Prediger Frau, die mir von ungefähr begegnete, und die schon aus meinem Reiserocke den Schluß machte; daß ich eine weit bessere Pfarre haben müßte, als ihr Ehemann: Mein Mann, sprach sie, hat drey Dörfer, aber er könnte ihrer sechse haben, und wir würden doch noch nichts übrig behalten: denn die Dörfer sind alle klein. Der Acker ist gut, aber es ist zu wenig Ackerland, um die Bauern selbst zu nähren. Was soll also wohl der Prediger haben?

Wie leicht, dacht' ich bey mir selbst, wie leicht wäre dem Uebel abzuhelfen, wenn man in zwey oder drey Dörfern nur eine Kirche, und in sechs Dörfern nur einen Prediger unterhielte. Da gewönnen die Bauern die Unterhaltungskosten der überflüßigen Kirchen, und

die Prediger erhielten ohne Vermehrung ihrer Arbeiten, ein zur Nothdurft zureichendes Auskommen. Daß der Bauer, der am Sonntage doch nicht arbeitet, anstatt 100, 6 oder 700 Schritte, denn weiter liegen oft die Dörfer nicht von einander, nach der Kirche gehen müßte, könnte wohl der Ausführung dieses Vorschlages keine große Hindernisse in den Weg legen. Plötzlich aber fiel mir ein, daß wohl noch mehrere Jahrhunderte verstreichen würden, ehe die Menschen von Vourtheilen befreiter und zur Ausführung guter Vorschläge biegsamer werden würden, als in unserm Zeitalter. Und vielleicht wird noch eben so viel Zeit dazu erfordert, ehe die Fürsten, welche aus ihren Pallästen in die niedern Hütten der armen Diener der Religion, und in ihre innere Noth nicht hineindringen können, oder nicht wollen, auf den guten Gedanken gerathen werden, Hand an diese Verbesserung, als der einzigen noch möglichen zu legen!!! Da sie, die Fürsten, durch Anhäufung der Auflagen sehr deutlich zu Tage legen, daß sie zur Befriedigung ihrer und des Staats Bedürfnisse mehr als vor Zeiten ihre Vorfahren in der Regierung brauchen; so könnten sie leicht begreifen, daß der durch vermehrte

Abgaben gedrückte Bürger oder Bauer sich nicht mehr so wohlthätig als seine Vorfahren gegen seinen Prediger bezeigen kann. Wenn nun schon in vorigen Zeiten die Geistlichen, nur zur höchsten Nothdurft einen Unterhalt angewiesen erhalten hatten, was können sie wohl jetzt haben, da ihre Einkünfte nicht erhöhet, wohl aber durch den verringerten Wohlstand ihrer Pfarrkinder herunter gesetzet, und der Preiß aller Lebensmittel gestiegen ist?

Durchgehends von allen Christlichen Fürsten zu verlangen, daß sie aus ihren Schatullen allen Predigern in ihrem Lande Zulagen ertheilen sollten; wäre eben so unbillig, als es gewiß ist, daß es nie geschehen wird. Unbillig wäre es besonders deswegen, weil diese vermehrte Ausgabe der Fürsten sehr bald eine Erhöhung der Steuern, ihren Unterthanen verursachen würde. Die Einziehung der Predigerstellen, das heißt, die Besetzung mehrerer Pfarrstellen mit einem Prediger, schadet den Fürsten nicht, nutzet dem Unterthan und hilft dem Prediger.

Freylich werden denn weniger junge Leute die Theologie studieren müssen, aber desto besser — dann werden in andern Fächern mehr

nützliche Menschen gefunden werden, und bey Besetzung guter Pfarrstellen wird man auch mit mehrerem Rechte, Rüksicht auf solche Subjekte nehmen dürfen, welche ihrer Bestimmung gnügen können.

Die Vereinigung mehrerer Pfarrstellen zu einer, ist also wahrscheinlich noch die einzige mögliche Quelle zur Verbesserung der Lage armer Geistlichen. So lange dieß nicht geschiehet, so lange bekümmern sich die Fürsten entweder gar nicht um die Diener der Religion oder sie stehen in der Meinung, daß jene ihre bekümmerten Unterthanen desto besser trösten könnten, je mehr sie selbst in ihrer kummervollen Lage nach jedem Schein von Trost haschen müssen!!!

Man wird mir diesen kleinen Ausfall wozu mich die große Anzahl der auf dem Wege von Naumburg nach Jena und Kahle gesehenen Dörfer und angeblich darin befindlichen schlechten Pfarrstellen veranlaßte, vergeben. Ich komme nun wieder zur Schilderung der dortigen Gegenden zurück.

Wenn gleich auf den Gipfeln der dortigen Gebirge keine eigentlichen Dörfer, wenigstens nicht häufig angebauet sind, so sind die Gebirge

deswegen oberhalb nicht allezeit nackende Felsen; sondern sie sind größten Theils mit Tannenbäumen bewachsen, die sich den Augen wie gezogene Pyramiden darstellen, und zur Abwechselung entdeckt man dicht am Rande derselben, alte Schlösser und Ruinen von Thürmen, welche der Gegend ein ehrwürdiges Ansehen geben. Besonders hat der Anblick des Schlosses Altenburg meine Neubegierde sehr gereitzt. Gerne hätte ich den Felß worauf es stand erstiegen, um von dort herunter die umliegende Gefilde zu übersehen, wenn ich nicht befürchtet hätte, meine Reise dadurch allzusehr zu verlängern.

Wenn man so einen gangen Tag lang wie dort die fruchtbarsten Gegenden durchreiset, eine Menge schöner Dörfer erblicket und die Ackersleute männlichen Geschlechts nicht etwa in leinen Kitteln, sondern in lauter hellblauen tuchenen Röcken mit guten Unterkleidern; und Mägdchen und Frauen reinlich und gut angezogen mit einem runden schwarzen Filzhute auf dem Kopf, worauf ein rothes oder blaues Band angebracht ist, anstatt der hiesigen Strohhüte, wodurch unsre Landmägdchen ihrem Kopf das Ansehen eines Pferdekopfes geben, siehet; wenn man Pferde vor den Pflügen gespannt,

gewahr wird, die an Größe und Stärke unsern hiesigen Kutschpferden den Rang streitig zu machen scheinen, und Zugochsen in großer Menge erblicket, die sich blos durch ihre dunkelrothe Farbe von den fetten Pohlnischen Ochsen unterscheiden; da muß man wohl auf die Vermuthung gerathen, der Landmann werde sich in bessern Umständen als bey uns befinden, wo von allen den, wenig zu sehen ist. Aber leider! der Schein hat mich auch da betrogen.

In Jena wo ich mein Pferd futtern ließ und während der Zeit einen Kaffee in der Wohnstube des Gastwirthes trank, kamen Klagen zu meinen Ohren, die ich hier aus vorher erwähnten Ursachen zu hören mir gar nicht träumen lassen konnte. Als sich mein Herz vor Freude über alles das Schöne was ich gesehen hatte, ergoß, und ich die dortigen Bewohner glücklich prieß; so nahm ein bisher unbemerkter Mann das Wort. Lieber Herr, versetzte er mir, beneiden sie uns nicht, denn wir verdienen es nicht. Seit einigen Jahren ist hier mit der Erhöhung der Steuern alles im Preise gestiegen, was man zu seiner Nothdurft braucht. Ich armer Schuhflicker mit Frau und 5 Kinder muß 4 Gr. Steuern geben. Vier

Groschen, rief ich aus, das ist nicht viel, im Preußischen würde er doch wenigstens 18 Gr. Servis geben müssen! Ja, erwiederte er, sie denken wohl alle Jahre 4 Gr.? — Ach du lieber Himmel! Nun doch wohl nicht alle Monath? Freylich, antwortete er, alle Monath, und dann so haben wir hier gar 15 Monathe im Jahre, folglich muß ich 15 Mahl 4 Gr. geben. Aber, fuhr ich fort, es sieht doch alles in diesen Gegenden wohlstandsmäßig aus. Es scheint hier Ueberfluß an Getreide und an Obst zu seyn, und die großen Pferde und fetten Ochsen zeigen doch auch nicht Hunger und Elend an. Und doch, erwiederte mir nun der Gastwirth, ist von den allen hier nichts wohlfeil. Das Getreide ist seit einigen Jahren so theuer wie in Berlin; das Obst wird gedörret ausgefahren, und bleibt verhältnißmäßig immer theuer. Die fetten Ochsen werden auch meistens für Berlin gefüttert damit wir Geld zur Abtragung unsrer Steuern erhalten, und die großen Pferde, die dem Landmann so viel Körner kosten, wollten wir gerne mit ihren kleinen Graßpferden vertauschen, wenn nur der hiesige strenge und steinigte Acker damit bearbeitet werden könnte.

Ich hatte vor dem Thore Geleitegeld bezahlen müssen, und gleichwohl hatte ich noch keine ausgebesserten Wege angetroffen. Dieß veranlaßte mich, zu fragen: ob der gute Weg noch kommen würde und ich erhielt zur Antwort: daß ich auf der Straße nach Kahle eine Chaussee antreffen, aber gewiß gerne noch einmahl das Geleite bezahlen würde, wenn ich sie nicht befahren dürfte. Nachher erfuhr ichs, daß sie wahr geredet hatten.

Und was ich hier vernahm, nämlich Klagen über drückende Abgaben, über Mangel am Verdienst, über Theurung und äußerst schlechte Zeiten, das hörte ich an allen Orten wo ich Menschen sprach, bis an den Thüringer Wald. Und dieß alles überzeugte mich denn, daß die Unterthanen kleiner Reiche und Fürstenthümer, von den Unterthanen größerer Staaten nicht immer beneidet zu werden verdienen. Sollten letztere auch hie und da mehr Abgaben zu entrichten haben, so haben sie doch auch weit mehr Gelegenheit etwas zu verdienen.

Ueberhaupt auf dieser ganzen Reise, hat mir das Glück der Preußischen Unterthanen, und besonders derer die in und in der Nähe von Berlin wohnen, recht lebhaft in die Augen ge-

leuchtet. Freilich klagen letztere auch, weil die Menschen überall keine Tugend weniger üben, als die Zufriedenheit mit ihrem Zustande, aber ihre Klagen sind theils nicht so häufig, theils kommen sie auch nicht aus einem so beklommenen Herzen, als die Klagen jener Unterthanen. Mancher Berliner ist im Stande sich bey einer wohlbesetzten Tafel mitten im Taumel irrdischer Vergnügungen über schlechte Zeiten, über den Verfall der Handlung zu beklagen, und sich über die Vertheurung des Weines, Zuckers und Kaffees u. dgl. zur Nothdurft entbehrlichen und nur zum Luxus gehörigen Dinge zu beschweren; aber wie gesagt, indem er dieß thut, überläßt er sich einer Verschwendung, die weder von einer schlechten nahrlosen Zeit, noch von dem Verfall seiner häußlichen Umstände zeugen will. Er klagt also nur darum, weil er bey seinen Verschwendungen nicht ganz ohne alle Sorgen leben kann.

So klagt auch der hiesige Handwerker. Warum? das kann er nur selten selbst wissen, denn es fehlt ihm nicht an Gelegenheiten geschäftig zu seyn, wenn er es nur seyn will, und geschickt genug ist, es mit Nutzen und Beifall seyn zu können. Der Ertrag seines Ver-

dienstes stehet überdem auch mit seinen zur Leibes Nothdurft erforderlichen Ausgaben allezeit im richtigen Verhältnisse, weil er genau den Werth seiner Arbeiten nach dem Preise des Korns, des Holzes und der Hausmiethen zu berechnen und zu bestimmen weiß. Worüber er aber klagt, zeigt er größten Theils durch sein ganzes Betragen. Er wünscht so viel ohne große Anstrengung zu verdienen, als er entweder selbst mit Gewalt verzehren will, oder als seine Frau und Kinder im Kleiderstaate verschwenden wollen.

Der ganz gemeine Mann, der Taglöhner klagt auch, ob er gleich nirgendswo mehr verdienen kann, und weniger Abgaben zu entrichten hat, als im Brandenburgischen; wo bey der Verhältniß mäßigen großen Menge von solchen Leuten, doch fast immer noch Mangel an ihnen ist.

Endlich auch der Bettler klagt bey aller ihm dargereichten Unterstützung, weil er dreimahl so viel braucht, als ein Bettler in andern Ländern: denn bey uns will auch der Bettler wohlleben, und in trägen Wollüsten den Schweiß der thätigen Arbeiter verzehren. —

Die Nichtigkeit oder Unbilligkeit aller dieser Klagen, leuchtet jedem aufmerksamen Beobach-

ter und unpartheyischen Richter fast größten Theils in die Augen; aber nicht also ist es in jenen Gegenden, von welchen ich jetzt rede. Wenn man dort die Leute aus allen Ständen klagen höret, so sieht man es aus ihrer ganzen häuslichen Verfassung, aus ihrer schuldlosen Unthätigkeit, aus ihrer großen Sparsamkeit, und aus ihrer Muthlosigkeit; ja so merkt man es schon aus ihren tiefen Seufzern, daß sie wahren Mangel fühlen.

So kann man also bey dem Einfluß einer weisen Regierung selbst in wenig fruchtbaren Gegenden, in einem Sandlande im Ueberflusse leben, wenn man nur will, und bey veränderten Umständen in den fruchtbarsten Ländern darben!

Aber wenn sich auch in Vergleichung mit ältern Zeiten, die Lage jener Leute disseits des Thüringer Waldes verschlimmert haben sollte, so haben sich doch ihre Sitten nicht verschlimmert. Sie sind religiös, gutmüthig, dienstfertig und höflich. Wahrscheinlich ist auch das eine Wirkung ihrer Religiosität, daß sie bey allen ihren Klagen ihrer Fürsten nicht mit einem Worte gedenken, noch weniger in dem Aufwande derselben, oder in der Art ihrer Regierungs-

verfassung den Grund ihres Mangels zu finden glauben. Sie leiden, weil sie glauben, leiden zu müssen und gehorsam um des Herrn Willen der Obrigkeit zu seyn, die Gewalt über sie hat. Ihre Gutmüthigkeit erlaubet ihnen nicht sich schadlos an Fremde zu halten, sie übersetzen Niemanden, sondern sind mit geringen Vortheilen zufrieden, und von Betrug und Diebsgewinn scheinen sie gleichweit entfernt zu seyn. Ihre fruchtbarsten Gärten mit reich von Früchten belasteten Obstbäumen, lassen sie unbewacht.

Von ihrer Dienstfertigkeit will ich nur zwey Beispiele anführen: Am Thore vor Jena, bat ich den Thorhüter mir den Weg um die Stadt herum zu zeigen; Dieß hörete ein dem äußern Ansehen nach angesehener Bürgersmann, der eben im Begriff war, in Geschäften zum Thore heraus zu gehen. Unaufgefordert both er sich mir zum Wegweiser an. Da ich weder den übeln noch den langen Weg durch die Vorstädte wußte, so nahm ich sein Anerbieten mit Dank an; als ich aber diesen Mann durch dick und dünne so lange neben meinem Wagen durchkneten sah, ersuchte ich ihn umzukehren und seinen Weg zu verfolgen, weil ich wohl durchs Fragen weiter fortzukommen hofte. Wenn es

ihnen nicht zuwider ist Herr Magister, versetzte er mir, so lassen sie mich nur weiter mitgehen: denn ich habe heute am Sonntage keine eilige Geschäfte. Und so verließ mich auch der Mann nicht eher, als bis er mich in einem Gasthofe vor dem entgegengesetzten Thore aussteigen sah.

Auf dem Wege nach Kahle hatte ich mich verirrt und einen Weg links gefaßt. Ohne es zu wissen, fragte ich doch einen jungen Burschen, der mir ein Ackerknecht zu seyn schien, und der schwer mit gebackenem Obst beladen, und eine Horde auf dem Kopfe habend, mich begegnete: ob dieß der rechte Weg nach Kahle sey. Nachdem er dies verneinet und mir den rechten Weg gezeigt hatte, so wollte ich mit dem Wagen umwenden. Als aber der Bursche gewahr ward, daß solches auf der schmaalen Chaussee nicht angehen konnte, ohne daß ich aussteigen und den Wagen umheben mußte, warf er seinen Sack von sich, setzte mit vieler Mühe seine Horde vom Kopfe auf die Erde, sprang über den Graben der Chaussee, und erlaubte mir nicht auszusteigen, sondern hob mich mit dem Wagen herum. Und dieß alles that er, ohne dazu aufgefordert zu seyn. Der-

gleichen Beispiele von Dienstfertigkeit möchten bey uns wohl unter die Seltenheiten gehören!

Nachdem ich drey Stunden lang über Berge und Thäler, durch Sümpfe und Moräste gefahren hatte, erreichte ich mit dem Schlusse des Tages, das Städtchen Kahle, wo ich eben so gut als in Naumburg logierte.

Ausser dem Reiche, glaube ich nicht, daß man irgendwo in Deutschland so oft in wenig Tagereisen so vieler Herren Länder durchschneidet, als ich auf dieser Reise that. Ehe ich es erwarten konnte, erblickte ich schon andere Wappen an Pfählen befestiget, auf den Landstraßen. So war ich gestern noch im Chursächsischen Gebieth gewesen, und heute hatte ich bereits das Herzoglich Weimarsche und Fürstlich Altenburgische durchfahren.

Den 6ten September reisete ich von Kahle über Orlamunde und Rudelstadt, welches den Fürsten von Schwarzburg gehöret nach dem Städtchen Blankenburg.

Ich hoffte sehnlich auf beßre Wege, weil mein kleiner niedriger Wagen für jene Gegenden bisher immer unbrauchbarer zu werden schien, aber mit der immer zunehmenden Ver-

schlimmerung der Wege, vereitelte sich meine Hoffnung. Gern hätte ich steile Felsen herauf klettern und wieder herunter fahren wollen, da mein Pferd sich zu allen verstand; gern hätte ich mir zuweilen Sümpfe und Moräste gefallen lassen wollen: denn das sah ich wohl ein, ganz konnte hier der Landesherr die Natur nicht umschaffen; aber daß sich Niemand um die ungeheure Menge von Feld- und Felsensteinen in den Fahrwegen bekümmerte, dieselben nicht für das baar bezahlte Geleitegeld der Reisenden aus dem Wege räumen ließ, das war mir ein Räthsel. In Wahrheit, ich traf Wege an, wo sie absichtlich herein geworfen zu seyn schienen um die Geduld der Reisenden zu ermüden, und das Fuhrwerk so äußerst unangenehm und halsbrechend als möglich zu machen. Und das waren nicht etwa Steine von einer mäßigen Größe, welche etwa höchstens einen Beinbruch des Pferdes oder ein wiederhohltes Stoßen des Wagens bewirken konnten, nein, es waren oft Steine von einer solchen Größe, daß ein hoher Karrenwagen Mühe hatte ohne umzuwerfen, darüber zu fahren. Mehrmalen sah ich mich also genöthiget, dieselben aus der Mitte des Weges heraus in das Geleise zu wälzen,

damit ich neben ihnen vorbey fahren konnte, und nicht die Wagenachsen brach. Und wenn ich denn zuweilen dergleichen Steine antraf, die ich nicht von der Stelle bringen konnte; so mußte ich das Pferd auf der einen Seite des Felsenberges heran klettern lassen, mich mit der Schulter an der andern Seite des Wagens anstellen, und mich also der Gefahr gerädert zu werden, so lange aussetzen, bis ich den Stein vorbey passiret war. Da hieß es in der That: wer unterwegens ist, muß fort, es mögen sich auch noch so große Schwierigkeiten in den Weg legen. Man kann sich aber leicht vorstellen, daß wenn einen Reisenden dergleichen Vorfälle in einem Tage mehrmahlen begegnen, er endlich des Reisens überdrüßig und unwillig auf diejenigen wird, welche Geleitegeld nehmen, und nicht einmahl die Wege von solchen Steinen säubern lassen, welches mit äußerst wenigen Kosten geschehen könnte. Diese schlechten Wege hatten auch Schuld, daß ich an diesem Tage nur vier Meilen machte.

Als ich durch Rudelstadt fuhr, überraschte mich der Anblick des auf einem Berge nahe an dieser Stadt liegenden schönen Residenz-Schlosses des Fürsten von Schwarzburg-Rudelstadt. Es hat

mir unter allen auf dieser Reise gesehenen Schlössern, in Ansehung der Lage beinahe eben so gut wie Altenburg, in Ansehung der Größe und Bauart aber unter allen am besten gefallen. Die Stadt selbst ist ziemlich gut gebaut und scheinet volkreich zu seyn. Ich glaubte, als ich bey einer Wache vorbey fuhr, in einer Preußischen Stadt angelangt zu seyn, weil die Soldaten des Fürsten bis auf die Bärmützen ganz wie die Preußen mondiret waren. Aber fast vermuthe ich, daß dorten der Soldatenstand ein Versorgungsstand alter abgelebter Leute ist, die zu weiter nichts mehr, als zur Tragung eines Gewehres zu gebrauchen sind; denn alle Soldaten die ich sah, waren alte steife Burschen. Einer von ihnen, der an dem Thore, wo ich hinaus passiren wollte, stand, wollte dadurch seinen Diensteifer zeigen; daß er mir den Schlagbaum in dem Augenblick herunter zog, als das Pferd schon mit dem Kopf unter demselben war. Hätte nicht mein Geschrey und starkes Anhalten des Pferdes den alten Kerl in Schrecken gesetzt, so hätte mich daselbst alles Unglück zwiefach getroffen, dem ich bisher mit genauer Noth auf den schlechten Wegen entgangen war. Das beste dabey war, daß

er sich gelassen deswegen aushunzen ließ, und darüber vergaß zu fragen, wer ich sey und wohin ich wollte.

Ohne Zweifel wird in diesem Jahre das Holz an vielen Orten des wenigen Wassers wegen, im Preise steigen. Auf diese Vermuthung brachte mich hier der Anblick der fast gänzlich ausgetrockneten Saale, auf welcher vieles Holz von dem Thüringer Walde herunter nach vielen an der Saale liegenden Städten, selbst bis Leipzig geflößet wird. Es lag dieser Fluß an dessen Ufer ich größten Theils zu fahren hatte, voller Holzkloben, welche allein den Weg nach ihren Bestimmungsörtern machen sollten, aber wegen Mangel des Wassers auf dem Sande liegen bleiben mußten.

Unweit Rudelstadt mußte ich durch ein sehr klares Wasser fahren, welches von den Bergen herab schoß, und sich sodann vermuthlich in die Saale ergoß. Mein Pferd wollte saufen, und ich war schon in Willens solches geschehen zu lassen, als ein ungefähr 14jähriger Knabe, der dieß in der Entfernung gewahr ward, anfänglich zu schreyen anfing, nachher hinzu gelaufen kam, und mich mit den Worten dafür warnte: lassen sie hier ihr Pferd saufen, so sind sie

in Gefahr, dasselbe zu verlieren: denn dieses Wasser ist den Pferden sehr schädlich. Ich dankte und verließ den Knaben mit dem Gedanken: kann ich doch kaum einen Schritt thun, ohne neue Erfahrungen davon zu machen, daß hier junge und alte Leute größten Theils besser als bey dir zu Hause sind.

Ich kam bey sehr guter Zeit in dem Städtchen Blankenburg an, wo ich, weil hier wohl wenig Passage durchgehen mag, ein überaus schlechtes Quartier, beinah noch schlechter als in Halle antraf. Ich war daher froh, daß ich

den 7ten September

mit Tages Anbruch diesen kläglichen Ort verlassen konnte. Der Weg von hier aus bis Königsee war etwas besser als die Wege, die ich seit einigen Tagen bereiset hatte. Nur kurz vor diesem Städtchen stieß mir doch eine ganz sonderbare Landstraße auf, die, ich weiß nicht wie, bey großem Wasser zu passiren seyn muß. Nämlich ich mußte wohl eine halbe Stunde lang in einem Fließe fahren, das wenige Hände breiter, als mein Wagen war. Wäre mir hier ein Wagen entgegen gekommen, so wüßte ich nicht, wie man sich aus der Verle-

genheit würde herausgezogen haben: denn beide Seiten waren entweder mit Buschwerk bewachsen oder mit Bäumen belegt. Wenn das, wie man sagte, der einzige Weg nach der Stadt ist, so begreif ich nicht, wie man bey hohen Gewässern nach derselben kommen kann. Diese schlechte Einfahrt ließ mir einen noch schlechtern Ort und Gasthof als Blankenburg war vermuthen, aber ich fand an Königsee ein ziemlich gut gebautes Städtchen, und in demselben einen sehr gut angelegten großen Gasthof, zum Löwen genannt. Und dieser Gasthof war von meinem Vetter, dem Prediger Schwesinger aus Eisfeld zu unsern Rencontre bestimmt worden. Mir war bisher alles gelungen, aber der Wunsch blieb mir unerfüllt, denselben bereits dort anzutreffen. Die übeln Wege durch den Thüringer Wald verzögerten seine und seiner Ehegattin Ankunft bis denselben Tag, Abends gegen 6 Uhr, da ich doch bereits gegen Mittag Königsee erreicht hatte. Wir mußten nun hier den Anbruch des andern Tages abwarten, und mittler Weile ließen wir uns an nichts abgehen. Wir aßen und tranken gut, doch von unserm Wein; schliefen aber schlecht, theils wegen der schlechten Betten, welche auf verstocktem Stroh

lagen, andern Theils aber auch wegen eines großen Spektakels auf dem Markte, das von jungen Leuten zwischen den Krambuden, denn es war eben Jahrmarkt, die ganze Nacht hindurch gemacht wurde, und welches mir keinen vortheilhaften Begriff von der Königseer Polizey verschaft hat. Beiläufig muß ich auch noch anführen, daß daselbst der Wirth in dem Gasthofe zum Löwen, im eigentlichsten Verstande sein Metier sehr gut verstand; denn er wußte sehr geschickt mit seiner Höflichkeit, die größte Unbilligkeit in seinen Forderungen zu verbinden. Hätte ich mehrere solche Gastwirthe unterwegens angetroffen, so würde mir meine Reise mehr als dreymahl so viel gekostet haben. Aber bald hätte ich auch vergessen, daß ich hier seit meiner Abreise vom Hause, das erste Mahl die Ehre hatte, in einer mit Tapeten ausgeschlagenen Stube zu logiren. Eine solche Seltenheit in jenen Gegenden muß bey der Bezahlung freilich auch vorzüglich mit im Anschlag gebracht werden! Er hat seine 4 Rthlr. und 12 Gr. gut Geld, von meinem Vetter richtig ausgezahlt erhalten, aber es möchte auch wohl das erste und letzte Geld seyn, das er von uns beiden gelöset hat. Vermuthlich war auch dieser Mann

seines Herkommens nach kein Königseer, sondern vielleicht aus andern Gegenden dahin geworfen worden, wo man sich das Schnellen der Reisenden zur Pflicht gemacht hatte; und so war also seine Unbilligkeit nur ein Fehler seiner Erziehung. Man muß alles zum besten kehren!

Der 8te September brachte mich zwar gesund und wohlbehalten an das Ziel meiner Reise nach Eisfeld, der Geburtsstadt meines verstorbenen Vaters, und dem Sammelplatz aller meiner dort befindlichen zahlreichen Angehörigen, von denen ich noch keinen einzigen in meinem Leben gesehen hatte; aber das war denn auch der Tag, von dem es wahrlich nicht heißen konnte: Ende gut, alles gut. Es war ein Tag, an welchem ich so viele Lebensgefahren, Strapazen und Ungemächlichkeiten überstehen mußte, dagegen die auf meiner Reise bereits glücklich überwundenen, für gar nichts zu rechnen waren. Hätte ich nicht noch viele derselben mit meinen mich begleitenden lieben Freunden theilen können, oder hätten mir dieselben nicht zuweilen wirklich Hülfe geleistet, so wäre zu befürchten gewesen, daß das melancholische An-

sehen des Thüringer Waldes, meine Seele selbst in eine Melancholie eingewiegt hätte.

Der auf meiner ganzen 9 täglich langen Reise, mit Wind- und Wasserwolken reich beladene Lufthimmel, hatte mich zwar schon öfters bis zum Uebermaaß in meiner unbedeckten Chaise befeuchtet, aber mit Anbruch dieses Tages ließ er so stark und anhaltend seine Feuchtigkeiten auf mich herabströmen, daß wenn es in diesem ganzen Sommer nur einige Mahl so sanft und so anhaltend in meiner Heimath geregnet hätte, ich gewiß niemahls auf den Gedanken gerathen seyn würde, denselben mit meinem öffentlichen Gebethe, um einen gnädigen Regen zu bestürmen. Zwar konnte ich Platz in der bedeckten Kutsche meiner Freunde nehmen, aber mein Pferd und Wagen war mir zu lieb, und ich brauchte beides zur Zurückreise zu nothwendig, als daß ich solches meinem 12jährigen Burschen hätte anvertrauen sollen.

Meine Leser, denen ich sage, daß es diesen Tag von dem Morgen an, bis fünf Uhr Abends ununterbrochen geregnet, zuweilen wie mit Kannen gegossen, geregnet hat, können also leicht erachten, daß ich oft in Gefahr kam, in meinem Wagen ersäuft zu werden, und daß ich

Bayerische
Staatsbibliothek
München

keinen trocknen Faden an meinem Leibe behalten konnte. Wozu darf ichs also erst sagen? Auch will ich es mit Stillschweigen übergehen, daß ich zum Glück nur ein Mahl ohne Schaden zu nehmen, mit meinem Wagen umgeworfen, und auch nur ein Mahl, denn es hätte eben so leicht hundert Mahl geschehen können, meinen Wagen gebrochen habe. Das sind ja alles gewöhnliche Vorfälle, die sich wohl auf kleinern Reisen zu ereignen pflegen. Und diejenigen von meinen Lesern, welche jemahls den Thüringer Wald durchfahren haben, und das mußte ich 4 Meilen weit thun, werden sich vielmehr darüber wundern, daß ich bey meinem leichten Fuhrwerk, so glücklich, ohne alles kurz und klein zu brechen, davon gekommen bin.

Diejenigen aber, welche jenes Weges unkundig sind, mögen es sich hier mit wenigen Worten sagen lassen, daß wenn sie sich den Thüringer Wald gedenken wollen, so müssen sie nur ein ganz schwaches Bild davon von unsern hie und da noch befindlichen dicken Wäldern oder Heiden entlehnen. Wenn wir hier in unsern besten Wäldern, Bäume von verschiedenen Holzarten erblicken, und größten Theils auf beiden Seiten einige hundert Schritte ins

Gehölze hinein sehen können, so macht das die Gefahr auf einem solchen Wege zu reisen, nur geringe: denn in der Nähe kann sich so leicht nichts verbergen, das einen Anfall auf uns machen könnte, und dem aus der Entfernung auf uns Zukommenden, können wir zum öftern durch eine schnellere Verfolgung unsers Weges entgehen. Aber hier im Thüringer Walde scheinen die Bäume von einerley Holzart, lauter hohe starke Tannen zu seyn, die alle ein finsteres schwarzes Ansehn haben, und stehen an den meisten Orten so dicht an einander, daß man kaum zehn Schritte zwischen sie hinein sehen, und mit genauer Noth zwischen ihnen hindurch gehen kann.

Dieß Fürchterliche wird nun durch den Erdboden, worauf dieser Wald stehet, noch mehr vergrößert, und durch die unwegsame Straße bis zum Schauderhaften getrieben. Der ganze Wald scheint aus einem Felsen herausgewachsen zu seyn, wenigstens fährt man auf und zwischen lauter Felsen dahin. Ehe man es sich versieht, hat man rechts einen hohen Berg, und links ein tiefes Thal neben sich; und indem man glaubt, die Bäume rechts berühren mit ihren Gipfeln die Wolken, so befürchtet man auf den

Gipfeln der Bäume linker Hand im Thal, hängen zu bleiben. Bald hat man einen Abgrund vor sich, wo es mit solcher Gefahr herunter gefahren werden muß, daß man mehr Mahlen in Versuchung kommen kann, vorher sein Testament machen zu wollen; bald wieder eine halbe Stunde lange Anhöhe vor sich, die so steil ist, daß man alle 20 Schritte anhalten muß, um den Pferden neue Kräfte zu den folgenden 20 Schritten sammeln zu lassen. Dabey sind die Wege so schmaal, daß man neben dem Wagen nicht gehen, sondern auf allen Vieren hinter demselben herkriechen, und zugleich Steine bey sich führen muß, um den Rückfall des Wagens beym Anhalten zu verhüthen.

Das alles aber wäre noch erträglich, wenn man nur nicht zum öftern kleinere Felsen herauf oder herunter fahren müßte, wovon rechter und linker Hand Ströme von Wasser herabschießen, in dem dadurch ausgespühlten Wege einen Strudel verursachen, aus welchem abgerissene Felsensteine hervorragen, und über welche man denn auf gut Glück hinüber fahren muß. Andere und bessre Wege als die gewöhnlichen zu suchen, läßt sich nur selten thun, weil die Wege fast beständige Defilees und die Geleise in dem

felsenartigen Erdboden, durch die Frachtfuhrleute oft Ellen tief ausgefahren sind, daß man, wenn man einmahl das Unglück hat, in ein solches Geleise hinein zu gerathen, so leicht nicht ohne Gefahr den Wagen zu brechen, wieder herauskommen kann. Ein solches Geleise beförderte auch ein Mahl wie schon gesagt den Umwurf meines Wagens, und eine an der Seite des Weges entblößte Baumwurzel den Bruch desselben.

Daß vor Zeiten dieser Wald ein Aufenthalt der Straßenräuber und ein Zufluchtsort alles losen Gesindels gewesen ist, kann wohl niemanden wundern, weil hier mehr als ein Umstand dergleichen Leute vor allen Nachstellungen gesichert und bey ihrem abscheulichen Gewerbe begünstiget hat. Gegenwärtig läßt es sich aber in demselben ganz sicher reisen, weil theils die dort umher wohnenden Fürsten durch ihre Jäger denselben beständig durchsuchen lassen, theils aber die dortigen Bewohner desselben viel zu gute Leute sind, als daß sie nur auf den Einfall kommen sollten, sich durchs Rauben und Stehlen zu nähren. Mit der Zeit wird aber auch wohl dieser jetzt noch fürchterliche Wald, das Schicksal unsrer Wälder im Brandenburgischen haben,

da hin und wieder mehrere Glashütten, Porcelain-Fabriquen und holzfressende Gewerke angelegt sind, in deren Nähe man schon den Himmel besser sehen und durch die Stubben der abgefällten Bäume auf beyden Seiten nicht an der freyen Aussicht in der Ferne gehindert wird. Was sollte wohl in der Welt dem geschäftigen Menschen noch unzerstöhrbar seyn?

Niemand war vergnügter als ich, da ich gegen 5 Uhr Abends mit ganzer, obwohl nasser Haut diesen fürchterlich schwarzen Wald hinter mir, und das geliebte längst herbey gewünschte Eisfeld vor mir sah. Meine Freude ward vollkommen, als ich in dem Hause meiner Verwandten glücklich anlangte, und in ihren Umarmungen die Beschwerden meiner Reise vergaß.

Wenn gleich die Besuchung meiner Freunde in Eisfeld der Hauptzweck meiner Reise war, so wollte ich doch bey dieser Gelegenheit einen für meine Familie nicht unwichtigen Nebenzweck zu erreichen, oder vielmehr nur dessen Erreichung zu beschleunigen suchen. Dieser Umstand machte es nothwendig, daß ich schon nach einer eintäglichen Ausruhe noch eine anderthalb Meilen weite Reise nach Hildburghausen machte.

Den 11ten September begab ich mich also mit einem Empfehlungsschreiben eines hohen Königl. Preuß. Staatsrathes, an das dortige Herzogl. Geheimeraths-Kollegium versehen dahin, und übergab dasselbe dem Herrn Präsidenten dieses Kollegiums, dem Geheimen Regierungs- und Kabinets-Rath Brunquell. Da es rathsam war, mich mehrern Gliedern dieses hohen Landes-Kollegiums zu empfehlen, so lernte ich bey dieser Gelegenheit den Herrn Hof-Marschall von Koppenfels, und die Herren Geheimen Regierungs-Räthe einen Straßer, Kümmelmann und Röder persönlich kennen.

Ich würde undankbar seyn, wenn ich nicht bekennen wollte, daß ich von allen diesen jetzt genannten Staatsmännern auf das freundlichste und höflichste aufgenommen worden wäre, und daß es nur an der Zeit und mir selbst gelegen hat, wenn ich nicht mehrere Beweise ihrer Zuneigung gegen mich eingeärndtet habe; aber besonders muß ich dadurch meinem Herzen Luft machen, daß ich öffentlich bekenne; unter allen diesen Herren wird mir das Andenken des Herrn Geh. Reg. Raths Röders am unvergeßlichsten bleiben. Dieser äußerst thätige Ge-

schäftsmann, der die Verehrung aller Herzogl. Hildburghausischen Unterthanen genießt, und dessen Name dort jeder Redliche mit Achtung nennt, zeichnete sich auch gegen mich als einen Fremden so vorzüglich aus, daß ich vergebens Worte suche, sein gegen mich geäußertes Wohlwollen, und seine mir bewiesene Höflichkeiten auszudrücken. Er der allen zeitzersplitternden Vergnügungen freiwillig entsagt, und fast nur allein im Umgange mit seiner verehrungswürdigen Gemahlin, deren sanfter und liebevoller Charakter auf ihren Mienen abgedrückt, und aus ihrem ganzen Betragen zu ersehen ist, Erhohlung nach seinen Arbeiten sucht, um nachher wieder desto ununterbrochener seine Zeit zwischen den öffentlichen Staatsgeschäften und den Musen zu theilen; dieser vortrefliche Herr, machte bey meinem ihm gemachten Besuche eine Ausnahme von der sich selbst vorgeschriebenen Regel; riß sich ein Mahl von seinen Geschäften los, widmete sich mir mehrere Stunden, und fesselte mich durch seine zuvorkommende Güte dergestalt, daß ich meine Rückreise nach Eisfeld auf einen Tag länger hinaussetzen, bey ihm meinen nächtlichen Aufenthalt nehmen, und mich von ihm und seiner Gemahlin mit Zuzie-

hung meiner Verwandten, bestens bewirthen lassen mußte.

Seine Gespräche verriethen die ausgebreitesten Kenntnisse von andern Staaten, und seine Urtheile waren auf Erfahrungen und angestellten Beobachtungen gegründet. An ihm fand ich einen Mann, in welchem sich der Gelehrte mit dem Staatsmann, und beides mit dem Menschenfreunde vereinigte. Das waren wonnevolle Stunden, die ich in seinem Umgang verlebte! Die bloße Erinnerung an dieselben erhebt mein Herz zur innigsten Freude, und der Dank für seine mir erzeigte Höflichkeiten, wird nie in meiner Brust ersticken! Ich verließ ihn, mit dem Wunsche im Herzen, den Horatius Lib. III. Od. IX. äußert: Tecum vivere amem! —

Bey dieser Gelegenheit lernte ich auch den Verfasser des also betitelten Werkes: De rebus gestis Friderici Magni Borussorum Regis, kennen. Der erste Theil desselben ist 1788 herausgekommen, und war bereits unter der Presse, als der Verfasser allererst erfuhr, daß die hinterlassenen Werke dieses Königs, und darunter besonders die Geschichte seiner Zeit, in Druck erscheinen würden. Und weil zu gleicher Zeit, die von dem Herrn Obristen von Tem-

pelhoff beschriebene Geschichte des siebenjährigen Krieges in einzelnen Theilen ans Licht trat; so entschloß sich der Verfasser jenes gedachten Werkes, die folgenden in Manuscript schon liegenden Theile noch ein Mahl umzuarbeiten, und dabey viele bisher noch ungedruckte Thaten und das Leben dieses Königes betreffende Nachrichten zu benutzen. Daher ist es gekommen, daß nun erst in dieser Oster-Messe der II. und III. Theil dieses Werks gedruckt erscheinen wird. Der I. Theil enthält die Thaten Friedrichs des Großen bis 1745, der II. geht bis 1757, und der III. bis 1760, oder bis zur Schlacht bey Torgau. In der Geschichte der zwey letztern Theile ist er beydes, dem König und dem Herrn von Tempelhoff gefolget, welcher letzterer auch an Gründlichkeit und Vollständigkeit in der Geschichte dieses Königs alle andere Geschichtsschreiber dieser Art hinter sich läßt.

Da die lateinische Sprache in unserm Zeitalter nicht mehr die Lieblingslektüre ist, so fiel mir anfänglich beym Anblick des ersten mir geschenckten Theils der Gedanke ein: daß der Herr Verfasser wohl damit eine undankbare Arbeit unternommen und schwerlich viele Leser finden werde; als ich aber nur wenige Blätter

davon gelesen hatte, entdeckte ich die wahre Absicht des Verfassers, und konnte nun um so weniger dem Werke meinen Beifall versagen, je mehr es denselben verdiente. Ich zweifle auch nicht, wenn erst Liebhaber der lateinischen Sprache, und Kenner der alten klassischen Schriftsteller dieß Buch gelesen haben werden; sie werden mit mir übereinstimmend urtheilen, und das Lesen desselben so viel als möglich der Jugend zu empfehlen suchen. Denn absichtlich zum Gebrauch in den Schulen ist dieses Buch bestimmt, und die lateinischen Ausdrücke in demselben sind nicht selbst gemacht, sondern aus alten lateinischen Klassikern entlehnt.

Ich erinnere mich in der Berliner gelehrten allgemeinen deutschen Bibliothek, eine Recension über dieß Buch gelesen zu haben, in welcher man der Meinung ist: daß der Verfasser darin mehr dem Cäsar als dem Livius gefolget sey; allein bey einer nähern Vergleichung desselben mit dem Livius würde man gefunden haben, daß der Verfasser ganz den letzten Schriftsteller vor Augen gehabt, und nur außerordentlich wenige Redensarten von dem Cäsar entlehnet habe. Der Verfasser gestehet das auch selbst ein, und ist mit mir ganz der Mei-

nung, daß der Livius reichhaltig genug sey, um mit seinen Ausdrücken in der neuern Geschichte fortzukommen. Doch läugnet er auch nicht, daß er sich nächst dem Livius des Suetonius am meisten bedienet habe, der zur Beschreibung der neuern Geschichte viel brauchbares enthalte.

Wenn nun in diesem Buche eine so merkwürdige Geschichte neuerer Zeiten im Geist und Styl eines Livius und Suetonius enthalten, und zwar so glücklich gerathen ist, daß man beim Lesen derselben in Versuchung kommt zu glauben, sie sey von jenen alten Klassikern beschrieben worden; sollte man da nicht gerne zugreifen, und ein solches Buch dem Jüngling in die Hand geben, damit er beides in der lateinischen Sprache und in der Geschichte neuerer Zeiten geübt werde?

Es hat zwar ein gewisser H. G. Reichard die von dem Herrn von Archenholz beschriebene Geschichte des siebenjährigen Krieges ins Lateinische übersetzt, und unter dem Titel: Historia belli septennis in Germania ab Anno MDCCLVI ad Annum MDCCLXIII gesti, im vorigen Jahre ediret; allein wenn er gleich ein Meisterstück der Uebersetzung geliefert hat, so war er doch als Uebersetzer an sein deutsches

Original gebunden, welches, so vortreflich es auch genannt zu werden verdienet, doch übersetzt, auch mit dem Schmuck der schönsten lateinischen Phraseologie bekleidet, nicht das Gepräge Römischer Originalität in dem Grade hat, welches in dem vorher angepriesenen Werke unverkennbar ist.

Reichard mag das auch wohl selbst fühlen, darum will er diesem Verfasser in seiner Vorrede Gerechtigkeit wiederfahren lassen, wenn er sagt: daß derselbe die Thaten dieses Königs ein wenig zierlicher und ähnlicher dem Livius und Cäsar beschrieben habe, als ein gewisser C. G. Schulz in seinem Buche: Res suo ævo gestas. Den ganzen Vorzug den er seiner Uebersetzung zu geben sucht, setzt er in die Kürze seines übersetzten Originals, und sucht dadurch jenes zum Gebrauch für Schulen zweckwidriger zu nennen, weil dessen ersterer Theil nur bis zum Dresdner Frieden gienge, und Niemand wissen könne, wie viel Volumina noch demselben nachfolgen würden. Er bedenket aber nicht, daß jener alle Thaten seines Helden beschreibt, er aber nur die Uebersetzung von der Geschichte des siebenjährigen Krieges liefert; und daß Jünglingen das Lesen eines Autoris in der

Reihe ihrer Schuljahre weit angenehmer und nützlicher seyn müsse, als das Lesen eines andern, den sie alle halbe Jahr wieder von forne anfangen müssen. Ein jeder lobt seine Waare; also ist es dem Herrn Reichard in dieser Rücksicht zu verzeihen, daß er auf Kosten anderer seine Uebersetzung für die zweckmäßigste hält. Kenner aber werden meine Urtheile prüfen und entscheiden, ob ich mich ganz geirrt habe, wenn ich das Werk: De rebus gestis Friderici Magni &c. für vorzüglich brauchbar in den Schulen erkläre, und sie werden es mir vielleicht danken, daß sie nun durch diese Anzeige den Namen des Autoris errathen können. Er aber, der Herr Verfasser wird es mir verzeihen daß ich ihn wider seinen Willen kenntlich gemacht habe.

Wenn ich mich auch außer der, bey dem Herrn G. R. Rath Röder genossenen Ehre, und der wahrscheinlich zu hoffenden glücklichen Beendigung meines Gesuches in Familienangelegenheiten, keines andern Vorzuges in Hildburghausen zu erfreuen gehabt hätte; so würde ich schon mit großer Zufriedenheit diese Stadt verlassen haben. Allein mir war die höchste Ehre noch aufbehalten: denn ich sollte ganz er-

röthet von genossenen Gnadenbezeugungen Hildburghausen verlassen.

Als ich schon den 12ten September gegen Mittag in Begriff war abzureisen, ward ich, ohne daß ich mich vorher bey Hofe hatte melden lassen, durch den Hof-Fourier selbigen Tages Mittags zur Herzoglichen Tafel eingeladen. Diese Einladung war mir ein Befehl, und ich begab mich in Begleitung des Hofraths und Leibmedikus Herrn Radefelds, an den ich von meinen Verwandten empfohlen war, und der mir mit seinem Herrn Schwager, dem Stadt-Syndikus Jacobi ebenfalls mehr Höflichkeiten und willige Dienstleistungen erwiesen hat, als ich je zu erwiedern im Stande seyn werde, nach ein Uhr auf das Herzogliche Schloß. Nach einem überaus gnädigen und herablassenden Empfange von Seiten der Durchlauchtigsten Herrschaften ward an einer Tafel in einem mittelmäßig großen Saale, gut, aber nicht verschwenderisch gespeiset. Außer der regierenden Herzogin Scharlotte war noch höchst Dero Herr Vater, der Erbprinz Karl von Mecklenburg, und Ihr Herr Bruder, der junge Prinz George, nebst der Oberhofmeisterin,

einige Hof-Damen, der Hof-Marschall und einige Geheime-Räthe und Herzogl. Staabs-Officiers zugegen. Die regierende Herzogin darf man nur ein Mahl sehen, um aus Ihren holden und einnehmenden Mienen die ganze Würde Ihres erhabenen Charakters zu lesen. Sie ist wie eine Landes-Mutter seyn soll, um das Herz ihrer Unterthanen zu fesseln, ganz Gnade und Güte; erhaben in Ihrem Wesen und doch von Stolz und Eitelkeit gleich weit entfernt. Wenn Sie spricht, und Sie spricht viel und gut, so hört man nicht die Stimme einer Gebietherin, sondern die sanfte und holde Stimme einer guten Freundin. Dieß flößt daher auch allen denen, die das Glück haben, sich Ihr nähern zu dürfen, einen solchen Muth ein, daß sie in eben dem Tone ohne ängstliche Zurückhaltung antworten, in dem Sie gefragt hat. Und wenn sie eine Freundin ihrer Unterthanen ist, so ist sie zugleich auch eine wahre Mutter Ihrem Prinzen und Ihren Prinzessinnen: denn ich habe es nicht nur selbst gesehen, daß Sie bey einer Spazierfahrt mit Ihrem Durchlauchtigsten Gemahl, dem regierenden Herzog den einjährigen Erbprinzen vor sich hatte; sondern ich habe es auch aus dem Munde sicherer

Personen erfahren, daß sie demselben an ihrer Brust die erste Nahrung gereichet hat.

Bey der Tafel hatte ich die Ehre mit Ihro Durchlaucht der Herzogin sowohl, als mit Seiner Durchlaucht dem Erbprinzen Karl von Mecklenburg viel zu sprechen. Nach aufgehobener Tafel würdigte mich Letzterer während des Kaffee-Trinkens seiner fernern fast ununterbrochenen Unterredung; und nachher, als die Gesellschaft auseinander gieng, und ich mich durch den Hof-Marschall Herrn von Koppenfels bey den hohen Herrschaften beurlauben und empfehlen lassen wollte, erhielt ich durch denselben die Antwort, daß Ihro Durchlauchten bald in den Saal zurück kommen und mich selbst beurlauben würden. Dieß geschah auch bald mit einer Herablassung und Gnade, welche mich damahls zwar stumm machte, weil sie mir zu überraschend war, aber die einen bleibenden Eindruck der Hochachtung und tiefsten Ehrfurcht für dieß hohe Herzogliche Haus in meiner Seele zurück lassen wird.

Diese gnädige Entlassung mag denn auch wohl zu dem einige Tage nachher entstandenen Gerüchte in Hildburghausen Veranlassung gegeben haben: daß mir meine Reise sicher den Weg

zur Erreichung höherer Absichten bahnen würde, als ich wohl selbst vorher hätte vermuthen können. So gibt es doch allenthalben politische Kannengießer!

Es gehöret eigentlich nicht in meinen Plan, die von mir durchreiseten und besuchten Städte zu beschreiben, und meinen Lesern einzelne Merkwürdigkeiten und Nachrichten von denselben aufzutischen: allein bey Hildburghausen und Eisfeld wird man mir erlauben, daß ich eine Ausnahme von dieser mir selbst vorgeschriebenen Regel machen darf. Beide Städte waren das Ziel meiner Reise, und in beiden habe ich mich auch länger als in den übrigen aufgehalten.

Hildburghausen ist die Haupt- und Residenzstadt des Herzogs. Sie kann freilich in Ansehung der Größe nicht unter die Hauptstädte in Deutschland gerechnet werden: denn sie zählet nicht über 300 Wohnhäuser und nur 3000 Einwohner. Was ihr aber an Größe und Volksmenge abgeht, das ersetzt ihre angenehme und gesunde Lage, die Schönheit und Regelmäßigkeit vieler ihrer Gebäude und Straßen. Vorzüglich gut ist derjenige große Theil derselben gebauet, welcher im Sommer 1779 durch

eine große Feuersbrunst, die außer der Kirche und Schule an 100 Häuser verzehrte, in die Asche gelegt wurde. Massive Häuser gibt es zwar außer dem schönen modernen Herzoglichen Residenz-Schlosse und einigen öffentlichen Gebäuden, der Stadt- und Pfarrkirche und dem Landschaftshause nur wenige in derselben; aber auch die aus Fachwerk bestehenden Häuser sind sehr geschmackvoll und besonders sehr geräumig gebauet. Das Haus des Geheimen-Raths Brunquell kann in Ansehung seiner Größe sowohl als seiner regelmäßigen innerlichen Einrichtung ein Palais vorstellen. Die Schule, worin sich außer den Klassen auch die Wohnungen für zwey Prediger und für alle Schullehrer befinden, ist sowohl wegen seiner Länge, Tiefe als Höhe ein kolossalisches Gebäude, und die Stadt- und Pfarrkirche, welche nebst dem Thurm von dem Baumeister Buck nach dem Brande ganz neu erbauet worden ist, hat mir sehr wohl gefallen. Auf dem Thurme, der nur mittelmäßig hoch ist, steht eine steinerne Vase anstatt der sonst gewöhnlichen eisernen Stange, woran ein Knopf und eine Wetterfahne befestiget zu seyn pflegt. Dieser Anblick war mir neu, und da er eben nicht zur Verschöner-

rung des Thurms etwas beiträgt, so vermuthe ich, daß man diese Veränderung wegen mehrerer Sicherheit vor dem Wetterstrahl gemacht hat.

Da in diesem Herzogthum, wie in den Preußischen Landen eine Feuer-Assecuranz-Societät errichtet ist; so hat dieß ohne Zweifel die schleunige und gute Wiederherstellung der abgebrannten Häuser möglich gemacht. Ein neuer Beweis von der Wohlthätigkeit dieser Einrichtung! Vermuthlich aber müssen nicht alle öffentliche Gebäude im Hildburghausischen an dieser Feuer-Assecuranz-Societät Antheil nehmen, weil noch in dieser Residenz-Stadt die General-Superintendentur in der Asche liegt. Auch ist diese erste geistliche Würde daselbst, welche durch den, kurz vor dem dortigen großen Brande verstorbenen General-Superintendenten, Konsistorial-Rath und Ober-Hofprediger Kern erledigt worden ist, zur Zeit noch nicht wieder besetzt worden. Man sagt, daß das ansehnliche Gehalt eines General-Superintendenten zur künftigen Wiederaufbauung der General-Superintendentur gesparet werde. Mittlerweile müssen die übrigen dort befindlichen Prediger, welche aus einem Hofprediger und

zweyen Diakonen bestehen, sich in die Geschäfte des General-Superintendenten theilen, wofür sie dessen Accidentien genießen.

Eigentlich sind in Hildburghausen 3 Kirchen. An der lutherschen Schloß- Stadt- und Pfarr-Kirche stehet zur Zeit der Hofprediger Genßler, der Stadt-Diakonus Ernesti, der Hof-Diakonus Pistorius, und der Früh-Prediger Hartmann. An der lutherischen Kirche in der Neustadt, stehet der Prediger Müller, und an der reformirten Kirche der Prediger Hand.

Die Schule daselbst ist in alten Zeiten sehr im Flor gewesen, so daß sie im Jahr 1713 vom Herzog **Ernst dem Frommen**, welcher sich überhaupt um seine Lande einen unsterblichen Ruhm erworben hat, in ein Gymnasium illustre verwandelt worden ist. Allein dieß Gymnasium hat nicht länger als bis 1726 bestanden, von welcher Zeit an es wieder in eine Schule verwandelt worden ist.

Vor einigen Jahren, als diese Schule unter dem Rectorate des Christian Friedrich Karl Wilhelm Dressels sehr in Aufnahme kam, und viele fremde Schüler zählte, legte der jetzt regierende Herzog diesem Dressel als seinem ehemahligen Lehrer aus besonderer Gnade das

Prädikat eines Professors mit einer Gehaltszulage bey. Nach dem plötzlichen Absterben dieses dort allgemein geachteten Schulmannes, *) von dem die Herzogin selbst zu mir sagte: Wir

*) Der Hof-Diakonus Ernesti sagt in seinem gedruckten Aufsatz, über das Leben und den Charakter dieses am 9ten Oktober 1789 beym Bade ertrunkenen Professor Dressels, welcher Aufsatz den 13ten Oktober desselben Jahres in Hildburghausen von der Kanzel abgelesen ward, unter andern folgendes zu seinem Lobe:

Seine unschätzbaren Verdienste als Lehrer, sind zu groß, zu allgemein bekannt, als daß ich nöthig haben sollte, mehreres zu ihrem verdienten Ruhm zu sagen. Es sey genug, daß wir wissen: er füllte den Posten, den ihm die Vorsehung angewiesen hatte, ganz aus, und jeder, der berufen ist, Lehrer der Jugend zu seyn, kann gewiß kein würdigeres, kein nachahmungswertheres Beispiel sich wählen, als unsern verehrten und nun so sehr beklagten Dressel.

Am Schlusse dieses Aufsatzes sagt er: Sein Leben endigte dieser gemeinnützige Mann, nachdem ers auf 48 Jahr 11 Monathe und 5 Tage gebracht hatte. Unsre Thränen, unsre Klagen folgen ihm, dem Geliebten. Sein Andenken sey uns heilig, bis wir einst in einem bessern Leben im Lande der Vergeltung, ihn wieder finden, wo auf ewig der Freundschaft heilige Bande uns mit ihm wieder vereinigen werden! Und seine Schüler, die ihn wie ihren Vater liebten und ehrten, beschließen ihr Klagegedicht bey seinem Erblassen mit folgenden Worten:

haben viel an ihm verlohren — ist der Professor-Titel, bey dieser ersten Schulstelle verblieben. Es stehen in allen 5 öffentliche Lehrer an dieser Schule.

Meine Geschäfte erlaubten mir nicht in der kurzen Zeit meines dortigen Aufenthalts alle Kirchen und Schullehrer persönlich kennen zu lernen. Daß aber besonders die dortigen Prediger aufgeklärte Männer seyn müssen, habe ich daraus geschlossen, weil sie sich nicht nur einer verbesserten Agende nach dem Seiler bey ihren Amtsverrichtungen bedienen, sondern auch das Darmstädter neue Gesangbuch, welches mit dem Berliner allgemeinen Gesangbuche fast bis auf den Titel einerley Inhalts ist, eingeführet haben.

Gewiß das macht dem Herzog, seinen Räthen, dem dortigen Ministerio eben so viel Ehre, als es mir einen vortheilhaften Begriff von der Hildburghausischen Evangelisch-Lutherischen Gemeine gemacht hat; daß sie sich der Ein-

Aber die Weisheit gräbt Deiner Urne —
Ein ewiges Denkmahl — alle die Nahmen ein
Der Würdigen, die Dein Fleiß gebildet. — O ruhe
Geist unsers Lehrers, auf uns, daß auch wir einst
Rühmliche Zeugen seyn, daß Er gelebt hat! —

führung desselben nicht im mindesten hat widersetzen wollen.

So findet man also in Gegenden, wo eigentlich die Orthodoxie in der Theologie ihren Sitz hat, wo man noch bis diesen Tag bey dem Buchstaben des Lutherischen Katechismus im Unterrichte der Layen stehen geblieben ist, und wo noch rings umher, sogar der Exorcismus bey der Taufe üblich ist, eine Stadt, in welcher das helle Licht mit einem Mahle aufgeht, ohne den Leuten die Augen zu verblenden! Und hier in meinem Vaterlande, arbeitet man seit einem halben Jahrhundert an der Aufklärung des gemeinen Mannes, an der Verbesserung der Liturgie, an der Vervollkommnung des äußerlichen öffentlichen Gottesdienstes, an der Einführung eines vernünftigern Christenthums, ohne allen sichtbaren und erwünschten Erfolg. Hier wird das neue Gesangbuch von gelehrten und ganz unbescholtenen Männern verfertiget, unter öffentlicher Auctorität einzuführen, anbefohlen; aber größten Theils als ein gefährliches und schädliches Buch behandelt und der Einführung desselben die größten Schwierigkeiten in den Weg gelegt — und dorten wird es als ein brauchbares vortrefliches Buch geschätzt, ohne

Widerrede angenommen und eingeführet. Es geht doch wunderlich in der sublunarischen Welt unter den unbefiederten Zweifüßlern zu!

Doch welchen aufmerksamen Beobachter kann es noch wundern, daß in unserm Vaterlande, das angesteckte Licht einer gesunden Vernunft, und eines vom Wuste der scholastischen Philosophie gereinigten Christenthums immer wieder verlöscht? Man darf sich nur daran erinnern, womit man hier aufzuklären angefangen hat; so wird man die Ursache des schlechten Erfolges aller Bemühungen unsrer Aufklärer gefunden haben.

Es war wahrlich schändlich, daß man ohne alle Schonung über vieles in der Religion herfiel was bisher dem gemeinen Mann ein Heiligthum gewesen war! Es ward erlaubt, aber es war nicht recht so etwas zu erlauben, daß in fliegenden Blättern und Wochenschriften die sich in Tabagien herumtrieben und dadurch in Jedermanns Hände kamen, die Bibel und die darin erzählten Geschichten verdächtig, und nicht selten lächerlich gemacht wurden! Es war auch eben so unrecht daß manche Geistliche zu viel Aufsehens in Schriften und allzulauten Gesprächen von der nöthigen Reform in Reli-

gions-Sachen machten; als es unrecht war, daß hinwiederum andere Geistliche zu viel und zu laut wider diese Reform eiferten, gleichsam als wenn man damit umginge, den Grund des Christenthums zu untergraben, und eine bloße Vernunft-Religion einzuführen. Ich will es nicht entscheiden, ob nicht vorzüglich diese Letztern dadurch dem gemeinen Mann einen Abscheu gegen alle Aufklärung beygebracht, und durch ihr unzeitiges Eifern mehr Schaden gethan haben, als sie wohl jemahls beabsichtiget hatten.

Die Vernunft ist doch unstreitig der erhabenste Vorzug des Menschen vor allen sichtbaren Geschöpfen auf Erden. Vernünftig denken und handeln ist rechter Gebrauch dieses Vorzuges. Und hätten die Menschen vom Anfange an, vernünftig gedacht und gehandelt; so dünkt mich, hätte weder ein Moses Gesetze vorschreiben, noch ein Jesus von Himmel kommen und den Menschen zum vernünftigen Denken und Handeln Anweisungen ertheilen dürfen. Der Mißbrauch der Vernunft zog den Menschen Elend und Verderben zu, stürzte sie in Unwissenheit und Thorheit und verscherzte ihnen den Beyfall Gottes. Und dieß alles machte es

nothwendig, daß wenn die Menschen nicht ewig unglücklich werden sollten; so mußten von Gott gleichsam unterwiesene Lehrer ans menschliche Geschlecht gesandt werden, welche sie von dem bisherigen Mißbrauch ihrer Vernunft überzeugten, und die sichersten Anleitungen zum rechten Gebrauch derselben gaben. Wer nun unter den Menschen ihren Anweisungen folgt, der handelt vernünftig.

Heißt das nun das Christenthum untergraben, wenn man den Christen vernünftige Anweisungen ertheilet? Ist denn das Christenthum überhaupt nicht eine vernünftige Verehrung Gottes?

So wenig sich dagegen etwas sagen läßt, so haben es doch die Feinde einer wahren Aufklärung durch ihr unaufhörliches Schreyen bey dem gemeinen Mann dahin gebracht, daß er gleichsam einen Abscheu für alles hat, was man für vernünftig erkläret: denn sie glauben, Vernunft und Christenthum könne so wenig als Christus und Belial mit einander übereinstimmen.

Und ist der gemeine Mann, der zum Selbstdenken nur selten geschickt ist; der gemeiniglich alles nach dem Schein, nach der Außenseite und

nach Vorurtheilen beurtheilet; ist der erst wider Etwas eingenommen, so hält es schwer ihn vom Gegentheile zu überzeugen.

Der Glaube an Jesum macht selig, spricht er, und er versteht darunter nichts anders als eine träge Anhänglichkeit an allen Lehren seiner Kirche, wozu er sich bekennt. Kein Wunder, daß er daher denjenigen für einen Stöhrer seiner Ruhe und Feind seiner Glückseligkeit hält, der ihm einen Irrthum in seinem sogenannten bisherigen Glauben zeigen, und davon überführen will: daß der Glaube an Jesum vorzüglich in einer beständigen Uebung der Tugend und Gottseligkeit bestehe.

Wird nun einem solchen Menschen, ein in der Sprache, im Ausdruck, in der Richtigkeit der Gedanken verbessertes Gesangbuch zum Gebrauch bey dem öffentlichen Gottesdienst in die Hände gegeben; so argwöhnet er gleich Unrecht. Und wenn sich auch nicht eingeschränkte Köpfe unter den Geistlichen fänden, die ihm auf mancherley Art ein solches Buch verdächtig zu machen suchten; so würde er es doch schon von selbst wegwerfen. Es ist ja vernünftiger als das ältere, und das ist schon genug; es auch für weniger Christlich zu halten und zu verwerfen.

An dieser Verblendung des gemeinen Mannes in unserm Vaterlande haben also unsre Vorfahren und Zeitgenossen selbst Schuld. Hätten sich vorher die Gelehrten über das, was zur Aufklärung erfordert wurde, vereiniget, wären sie dann Stufenweise in derselben fortgegangen, so würde der Erfolg erwünschter gewesen seyn. Zuerst aber eine Sache verspotten, bestreiten, bezweifeln und dann verbessern wollen, das heißt: die Pferde hinter den Wagen spannen, und die Leute irre machen.

So hat man es in den Gegenden, von welchen ich jetzt rede, nicht gemacht. Die dortigen Gelehrten blieben nicht bloße Zuschauer, sondern waren aufmerksame Beobachter alles dessen, was in Ansehung der Religion unter uns vorgieng. Aber da keiner unter ihnen es wagte wider die Religion zu schreiben, so fand sich auch keiner, der sie vertheidigte. Da keiner die Vernunft auf Kosten der Offenbahrung erhob; so erhob auch keiner die Offenbahrung auf Kosten der Vernunft. Sie blieben so lange bey ihren alten Agenden und Gesangbüchern, so lange sie entweder keine bessern hatten oder verfertigen wollten. Einigkeit im Vortrage der Christlichen Lehren erhielt unter ihnen das

Band des Friedens, sie verkleinerten und verketzerten sich nicht unter einander; der gemeine Mann fand also keine Gelegenheit zum Verdacht gegen diesen oder jenen seiner Lehrer. Da sie nun eine verbesserte Liturgie, ein neues Gesangbuch einführen wollten; so durften sie auch von Seiten des gemeinen Mannes nicht fürchten, daß er ihnen dabey üble Absichten andichten würde. Ihr bloßes Wort: wir als eure Lehrer halten es zur Beförderung eurer Erbauung, zur mehrern Erweckung eurer Andacht für gut und pflichtmäßig, euch zum Gebrauch eines neuen Gesangbuchs zu ermahnen, war hinlänglich, sie zur Befolgung ihrer Ermahnung geneigt zu machen.

Und ich bin gut dafür, wenn auch unter sie ein Apitsch gefahren wäre, und alle schwärmerische Beredsamkeit angewandt hätte, sie zur Nichtbefolgung jener Ermahnung zu bereden; so würde er doch nichts ausgerichtet haben: denn ihr Vertrauen auf ihre Lehrer ist zu fest, sie sind noch nie auf den Gedanken gerathen, daß diese als Lehrer der Religion, etwas das der Religion zuwider wäre, einführen könnten.

Wenn sie diesen angefangenen guten Plan weiter ausführen, so werden sie unvermerkt

große Fortschritte in der Aufklärung des Christenthums thun, und uns weit hinter sich zurück lassen!

Es fällt mir aber noch eine andere Ursache bey, welche dort die Einführung eines solchen vortreflichen Buches zum öffentlichen Gebrauch als das allgemeine Gesangbuch ist, erleichtern mußte. Man kann mich zwar einer Partheylichkeit beschuldigen, wenn ich sie namhaft mache, aber man wird es auch gewiß mit Unrecht thun. Ich wage es daher zu behaupten: dort sind die Leute in ihrer Religion besser unterrichtet als hier. Sie können also ein solches Christliches Erbauungsbuch besser beurtheilen, als der größte Theil von unsern hiesigen Christen, die oft nichts weiter wissen, als daß sie keine Juden und Heiden sind, sondern Christen heißen. Was sie aber als Christen eigentlich glauben und thun sollen, das wissen wahrhaftig nur die Wenigsten. Wenn nun aber die Erfahrung lehrt, daß die Unwissensten größten Theils die Eigensinnigsten sind, und daß solche Christen, die ihre Religion gar nicht kennen, doch sich gerne den Anstrich geben wollen, als wenn sie selbige ganz gefaßt hätten: wen darf es wundern, daß grade diese am meisten wider die Ein-

führung eines solchen Buches toben? Könnten sie dasselbe prüfen, so würden sie es gewiß lieb gewinnen, und auf die Stimme der Verläumdung gar nicht achten; da sie aber den Geist der Prüfung nicht haben, so schlagen sie sich zu dem größten Haufen, und rufen wie einst das verblendete Jüdische Volk aus: hinweg mit diesem!

Man soll mir es aber nicht auf mein bloßes Wort glauben, daß die dortigen Christen mehr von ihrer Religion verstehen als die meisten von unsern gemeinen Leuten, ich will einige Ursachen anführen, worauf sich diese meine Behauptung gründet.

Die erste Ursache finde ich darin: Es erhalten dorten die gemeinen Leute bis an ihr Ende einen öffentlichen katechetischen Unterricht in der Religion. Bey uns hingegen endiget sich dieser Unterricht mit ihrer Konfirmation. Zwar es werden auch wohl hie und da bey uns in Dörfern öffentliche Katechisationen nicht blos mit jungen Kindern, sondern auch mit schon erwachsenen jungen Leuten angestellet, welchen die Alten mit beywohnen können; aber das alles ist nicht hinlänglich, theils weil es nicht allgemein wird, und andern Theils, weil sich

die ältern Christen einer öffentlichen Prüfung nicht unterziehen wollen.

In Städten scheinen bey uns die öffentlichen katechetischen Uebungen zu den Seltenheiten zu gehören, und wo sie noch im Gange sind, da schränken sie sich blos auf die noch nicht confirmirte Jugend ein. Bey uns will man nur viel geprediget haben, wobey man den Mangel seiner Christlichen Erkenntnisse gut verbergen kann: denn es läßt sich leichter bey Anhörung einer Predigt eine andächtige Miene annehmen als öffentliche Rechenschaft von seinem Glauben ablegen! Und ich kann auch wohl sagen, es läßt sich leichter predigen, als zweckmäßig katechisiren!

Das Anhören einer Predigt, wenn sie nach der Fähigkeit der Zuhörer eingerichtet ist und die Wahrheiten in derselben gut geordnet sind, hat freilich seinen längst entschiedenen Werth; aber mich dünkt daß die beste Predigt nur solchen Zuhörern etwas nutzen kann, die blos durch dieselbe, an schon bekannte Wahrheiten erinnert werden. Diejenigen aber, die erst aus einer Predigt Wahrheiten lernen und Erkenntnisse sammeln wollen, werden selten nach geendigten öffentlichen Gottesdienste mehr

wissen, als daß sie etwas Gutes gehöret haben, was aber? davon möchten sie wohl schwerlich Jemanden belehren können.

Die Unwissenheit des gemeinen Mannes in der Religion hat bey uns auch schon häufige Klagen veranlasset und ist selbst unsern Monarchen nicht verborgen geblieben. Man hat sie aber blos dem fehlerhaften Schulunterricht zugeschrieben und daher allen Fleiß an die Verbesserung unsrer Landschulen gewandt. Friedrich II. und nicht weniger der jetzt regierende König haben große Summen dazu hergegeben; aber wenn das gleich etwas helfen wird, so wird es doch nie dahin kommen, wohin man es zu bringen wünscht; so lange kein Mittel getroffen wird, wodurch der Prediger jedes Ortes bey seiner Gemeine ein solches Ansehen bekommt, daß er öffentliche Katechisationen mit seiner Gemeine anstellen darf.

Man lasse ein Kind bis in sein 14tes Jahr noch so gut so wohl von seinem Schullehrer als von seinem Prediger in der Religion unterrichtet seyn — aber wohl gemerkt, dieser Fall kann nur selten eintreten, weil nur selten Eltern ihre Kinder fleißig zur Schule anhalten, und kein

Prediger ein ganz unwissendes Kind, so geschwinde zur Confirmation gehörig vorbereiten kann, wie es die meisten Eltern wünschen. Aber man nehme auch den obigen Fall an, und nun lasse man dieß Kind von sich, ohne sich weiter um den Wachsthum seiner Erkenntnisse zu bekümmern; so wird es sich in seinem 20sten Jahre kaum noch der ersten Wahrheiten seiner Religion erinnern können. Das ist auch leicht begreiflich, weil es gemeiniglich bald nach seiner Einsegnung zu einer irrdischen Berufsbeschäftigung angehalten und nach der Erlernung derselben in die sogenannten Rasejahre tritt, wo es lieber von einem Vergnügen zum andern hintaumelt, als freiwillig an die Verbesserung seiner Religions-Erkenntnisse arbeitet. Fände aber ein kleiner Zwang statt; müßten sich junge Leute auch nach ihrer Confirmation bey öffentlichen Katechisationen einfinden — oder würde nur in manchen Fällen auf ein gutes Zeugniß von einem Prediger mehr geachtet, und einem Jüngling oder jungen Mann die Erlangung dieser oder jener Freiheit mehr erschweret, wenn ihm sein Prediger ein gutes Zeugniß zu geben, sich geweiget habe; — gewiß dann würde die Unwissenheit unter dem

gemeinen Mann sichtbar abnehmen, und mit ihr auch zugleich die rauhen Sitten.

Dort im Hildburghausischen ist die ganz vortrefliche Einrichtung gemacht, daß sich junge und alte Leute einem öffentlichen katechetischen Unterricht unterziehen müssen, und daher dünkt mich, ist es leicht erklärbar, warum die gemeinen Christen dorten nicht ganz unwissend in ihrer Religion seyn können. Von dieser Art des Unterrichts werde ich aber weiter unten mehr zu sagen haben.

Die zweite Ursache ist: dort besuchen die Leute fleißiger den öffentlichen Gottesdienst als bey uns. Hohe und Niedrige finden sich dabey ein, und Niemand schämt sich des öffentlichen Bekenntnisses zur Lehre des gekreutzigten Jesu. Wenn nun gut in ihrer Religion unterrichtete Christen dabey fleißige Hörer des göttlichen Wortes sind, sollten sie da nicht auch mehr von der Religion wissen, und folglich nicht auch fähiger zur Prüfung eines Buches seyn, welches man ihnen zur Erweckung und Beförderung ihrer Andacht in die Hände giebt, als die gemeinen Christen bey uns, welche den Geist der Prüfung aus vorher angeführten Ursachen nicht haben können?

Niemand aber beschuldige mich wegen dieser Aeußerungen, daß ich in ganzen genommen, die hier gemeinten Christen für einfältiger als jene in Sachsen hielte. Gewiß, das ist mein Gedanke nicht. Kinder der Welt waren auch schon zu Christi Zeiten klüger als die Kinder des Lichts in ihrem Geschlecht — in ihrer Art.

Auch würde ich in der That gegen meine Landsleute undankbar seyn, wenn ich hier nicht eine Einschränkung machen, sondern mich im Allgemeinen über ihre Unwissenheit in der Religion beschweren wollte. Wir haben hier in allen Ständen Christen, welche man unter die Selbstdenker in der Religion rechnen kann, welche den Geist von dem Buchstaben zu unterscheiden wissen, und die gleich weit entfernt vom Aberglauben und Unglauben sich ihres Glaubens zu erfreuen haben. Es sind überdem auch wohl hier verhältnißmäßig mehr denkende Geistliche und bessere Prediger in Ansehung des Kanzel Vortrags als in jenen Gegenden. Aber diese letztern können aus nun schon bekannten Ursachen schwer das Vertrauen ihrer Gemeinen erhalten, und jene erstern sind der Anzahl nach zu wenige, als daß sie sich dem Strohm widersetzen könnten. Und sind denn nicht überall die

klügsten und besten Menschen, auch zugleich die bescheidensten und friedliebensten?

Meine Leser werden mir diesen kleinen Ausfall verzeihen, wozu mich die leichte Einführung des neuen allgemeinen Gesangbuches in Hildburghausen verleitet hat.

Den 12ten September reisete ich also nach Eisfeld wieder zurück. Unter allen Landstraßen in diesen Gegenden habe ich diese von Hildburghausen aus nach Eisfeld noch als die beste befunden, und ich zweifle nicht, daß sie bey trocknem Wetter noch besser seyn muß, als sie damahls war. Wie ich denn auch überhaupt zur Steuer der Wahrheit bekennen muß, daß mir hier von dem gemeinen Mann nicht so viel Klagen über Bedrückung von Seiten des Landesherrn zu Ohren gekommen sind, als in andern dort herum liegenden Gebiethen. Es scheint auch hier eine gelinde Regierung statt zu finden. Und wenn der Abgaben gleich auch nicht wenige seyn mögen, so scheinen sie doch den Umständen der Unterthanen mehr angemessen zu seyn.

Der Herzog unterhält keine Soldaten oder Leibgarden, die Land-Miliz bestreitet die nöthigen

Wachen, und diese bestehet aus jungen Bürgern, welche 6 bis 8 Jahre Dienste thun müssen. Ueberall, selbst in der Oekonomie des Herzogs herrscht eine weise Sparsamkeit, durch die das Land sehr bald zu seinem ehemahligen Flor wieder gelangen wird.

Da ich mich allenthalben auf meiner Reise umsah, so entgingen auch die vor Eisfeld liegenden Gärten meiner Aufmerksamkeit nicht. Zwar kann ich eben nicht sagen, daß ich die gute Cultur derselben zu bewundern, Ursach gefunden hätte, aber das gefiel mir: daß sie meisten Theils mit lebendigen Zäunen umgeben waren. Hier, dacht' ich bey mir selbst, wo der Thüringer Wald Holz in Menge zu den Garten-Zäunen darreichen könnte, macht man lebendige Gehege, um Holz zu sparen. Warum ahmt man das bey uns nicht allgemein nach, wo nicht nur der Holz Mangel mit jedem Jahre größer wird, sondern wo auch noch der Landesherr gewisse Prämia auf die Anlegung lebendiger Hecken ertheilet? Aber, wer kann sich alles beantworten!

Daß aber die Einwohner um Eisfeld herum, und auch besonders diejenigen, welche einzele Häuser im Thüringer Walde bewohnen, die

Holzersparung so weit treiben, daß sie nicht blos im Winter, Frühjahr und Herbst, sondern auch im Sommer alle ihre Speisen in den Stubenöfen kochen, um dadurch beständig kochendes Wasser in ihren kupfernen Ofen Blasen für die Stallfutterung ihres Viehes zu haben, hat meinen Beifall nicht erhalten können. Durch ihre also beständig eingeheizte Stuben müssen unstreitig die Leute ihre Gesundheit schwächen, und sich bey ausdauernder kalten Witterung fast ganz unfähig zu allen Arbeiten in freyer Luft machen. Sie scheinen auch ihre warmen Stuben bey der geringsten rauhen Witterung so sehr zu lieben, daß nur die höchste Noth sie aus denselben bringen kann. Vergebens wird man daher bey ihnen so viele Menschen auf den Straßen suchen, wie bey uns, wenn auch der Ort noch so stark bevölkert ist.

Der Ackersmann hieselbst bedienet sich größten Theils der Jochochsen zur Bearbeitung des Feldes, welches sehr steinigt ist, aber er läßt diese Thiere mit demjenigen Theil ihres Körpers die Last fortziehen oder fortstoßen, welcher der stärkste ist, d. h. er spannt sie bey den Hörnern an, oder er befestiget durch ein langes Stück Holz zwey Ochsen an den Hörnern forne an der

Deichsel zusammen, und nun müssen diese Thiere den Wagen fortschieben. Es ist leicht begreiflich, daß sie nun noch einmahl so viel leisten können, als wenn sie mit ihren Schultern eine Last fortziehen sollen.

Ich komme nun auf Eisfeld zurück, woselbst ich mich noch bis zum 18ten September aufhielt.

Die Stadt Eisfeld ist wo nicht größer, doch gewiß volkreicher als Hildburghausen, aber an äußerlicher Schönheit kommt sie mit jener in keinem Vergleich. Sie hat zwar starke und hohe Ringmauern und ein auf einer Anhöhe gelegenes Herzogliches Schloß, welches aber außer der vortreflichen Aussicht, die man von allen Seiten desselben hat, nichts Schönes enthält. Die ganze Bauart, so wie die Meublirung desselben, zeugt von einem alten aus der Mode gekommenen Geschmack. Es soll der gewöhnliche Sitz der verwittweten Herzoginnen seyn.

Das Rathhaus, welches mit einem Thurm so wie das Schloß versehen ist, ist auch ein sehr altes aber weitläuftiges Gebäude. Die Sessions-Stube des Magistrats, welcher dort den Nahmen Stadträth führt, ist überaus gerän-

mig. In derselben stehen zwey Tafeln, die eine mit Stühlen, die andere mit Schemeln umgeben, zum Unterschiede, weil an der erstern der große und an der zweiten der kleine Rath zu sitzen pflegt. Die Glieder des großen Raths bestehen aus zwey Burgermeistern, welche jährlich in der Regierung abwechseln, und davon einer allezeit Landesältester ist, einem Syndikus der das Justiz-Fach besorget, einem Kämmerer und einigen Senatoren. Der kleine Rath hingegen aus angesehenen Bürgern und Stadtältesten.

Auf der andern Seite des Rathhauses ist die Gerichtsstube des Raths und Amtmanns daselbst, woselbst die Klagesachen der umliegenden zum dortigen Herzoglichen Amte gehörigen Dorfschaften vorgenommen werden. Eisfeld ist eine sogenannte Immediat-Stadt, und folglich ist der Stadtrath dem Amte nicht untergeordnet.

Besser als das Schloß und Rathhaus hat mir die Stadt- und Pfarrkirche daselbst gefallen. Sie ist unweit größer als die neuerbauete Kirche in Hildburghausen ganz im Gothischen Geschmack, von lauter festen Felsensteinen, welche in einem länglichten Quadrat geschnitten sind,

Anno 1488 erbauet. Und ob sie gleich 1601 zum ersten Mahle, und 1632 zum zweiten Mahle ganz ausgebrannt ist; so hat doch ihr äußerliches Mauerwerk durch diese Brände so wenig als durch Wind und Wetter in einer Zeit von mehr als 300 Jahren verlohren; es ist vielmehr noch so ganz unversehrt, als wenn es erst vor wenigen Jahren aufgeführet worden wäre. Von außen habe ich noch nie eine schönere Kirche gesehen als diese, und auf meiner Rückreise habe ich bemerkt, daß sie höchstens von der Kirche in Saalfeld übertroffen werden könne, welche letztere außer ihrer gleichen Festigkeit und Aehnlichkeit in den Steinen mit mehrern Zierrathen und bessern Thürmen versehen ist. Denn wirklich der an ihrer Seite stehende Thurm verunstaltet die Kirche.

Das Innere dieser Kirche entspricht nicht ganz der Pracht des Aeußern, doch sind ihre Chöre bis auf das eine, welches auf der Abendseite in frühern Zeiten angebauet worden ist, und die ganze Symmetrie in der Kirche eben so verdirbt, wie es den untern Stühlen das Licht raubt, ziemlich gut angelegt.

Gemählde sind nur einige wenige in derselben anzutreffen; aber vermuthlich sind meh-

rere und bessere darin gewesen, ehe diese Kirche das erste Mahl ausgebrannt ist. In dem einen Theil der Kirche, zwischen dem kleinen und hohen Altar befinden sich einige Bildnisse der vormahls an dieser Kirche gestandenen Superintendenten und ein sehr großes Altar-Gemählde, welches zugleich ein Epitaphium ist, und die Verklärung Christi vorstellet. Letzteres von dem Gothaischen Mahler Michael Käseweis gemahlet, hat Herzog Ernst mit dem Beinahmen der Fromme, dem Herzog Johann Kasimir 1659 setzen, und unten mit des erstern Brustbild versehen lassen. Ich wollte weder den Pinsel des Mahlers noch das Colorit des Gemähldes tadeln, wenn nur dem einen auf seinem Gesichte vor Jesu liegenden Jünger eine bessere Stellung gegeben wäre, wodurch nicht dieser, sondern Jesus als die Hauptfigur in dem Gemählde sichtbar würde.

Das obere schöne Gewölbe, die Pfeiler und Wände sind schwarz und weiß gemahlet, und dieser sonderbare Geschmack des Mahlers hat diese schöne Kirche ganz entstellt. An dieser Kirche stehen vier Prediger: Ein Superintendent (Fehmel), Ein Vicarius (Zader), Ein Diakonus (Schwesinger), der aber zugleich

Pfarrer in dem nahgelegenen Dorfe Hirschendorf ist, und nun die Pfarre zu Saxendorf erhalten hat, und ein Adjunktus Ministerii, welches der zeitige Conrector an der dortigen Schule ist.

Die öffentlichen Gebäude derer Herren Prediger, die Schule und die Wohnungen derer fünf Schullehrer sind von Fachwerk erbauet, und zeichnen sich durch nichts von den Gewöhnlichen aus. Ein Hirte, der vor alten Zeiten zum Vortheil der Schule ein Vermächtniß gemacht haben soll, steht zum dankbaren Andenken an der Ecke eines von diesen Häusern im Stein ausgehauen; aber in einer so kleinen possierlichen und widrigen Figur, daß man sein Andenken dadurch mehr entehret hat. Aber wozu war es auch nothwendig, das Andenken eines Viehhirten durch ein steinernes Bildniß zu verewigen?

Die Bürgerhäuser in dieser Stadt sind auch mehren Theils von Holz, und wenige derselben zeichnen sich vortheilhaft aus. Die Straßen sind zwar alle, aber äußerst schlecht gepflastert, und die ganze Anlage der Stadt verräth Unregelmäßigkeit.

Die Werra fließet durch die Stadt, treibt einige schöne Mühlen, und liefert gute Lachsforellen, die man in sehr wohlfeilen Preisen, noch wohlfeiler als bey uns ganz ordinaire Fische, zuweilen bekommen kann.

Eisfeld scheint, ungeachtet es keine Handels-Stadt ist, auch seiner Lage wegen nicht wohl seyn kann, weil der Zugang zu Lande fast von allen Seiten her sehr beschwerlich ist, und die Werra daselbst noch keinen Kahn tragen kann, dennoch ein ziemlich nahrhafter Ort zu seyn. Es wohnen zwar keine Reichen und Großen des Landes darin, die, wie man hier zu reden pflegt, große Häuser machen, und durch ihren Luxus den Bürgerstand in Nahrung setzen könnten. Nur einen Adelichen, den Herrn von Boser, der ehedem in Preußischen Diensten als Officier gestanden hat, der noch voll Preußischen Patriotismus ist, und vor sich allein in der Stille lebt, habe ich hier kennen gelernt, und in seinem Umgange viel angenehme Unterhaltung gefunden; aber es herrschen vielleicht auch deswegen hier weniger Geld und Zeit zersplitternde Ausschweifungen, sowohl in der Lebensart selbst als auch in der Kleidertracht. Beides ist äußerst einfach. Der gemeine Mann

weiß es nicht anders, als daß er 6 Tage in der Woche arbeiten, und den siebenten ausruhen soll; daher sieht man alles was daselbst von Menschen lebt und gesund ist, in den Wochentagen in beständiger Thätigkeit, und am Sonntage in der Kirche. In ihrer Kleidertracht sind die Eisfelder auch weit einfacher, als die Hildburghauser, welche letztere schon durch die vielen daselbst wohnenden vornehmen Familien, mehr zur Nacheiferung im Kleiderstaate angereitzt werden.

Das weibliche Geschlecht vom Bürgerstande geht fast beständig mit blauen Mänteln von Tuche behangen, herum, und selbst in der Kirche dienen ihnen diese Mäntel zur Bedeckung. Es scheinen die Wohlhabendern von den Aermern sich nur allein dadurch zu unterscheiden, daß jene feinere tuchene Mäntel, oft mit einer breiten goldenen Tresse um den Kragen besetzt tragen, und diese unbesetzte gröbere. In die Augen fällt diese Tracht freilich nicht, und noch weniger ihr Kopfputz — sie lieben sehr ganz schwarze Mützen mit schwarzen Kannten besetzt zu tragen. Die Kleidertracht mag vielleicht auch Schuld haben, daß ich fast keine Gelegenheit fand, so viel mir erlaubt war, nach der Gestalt

schöner Weiber zu sehen. Die Vornehmen weiblichen Geschlechts aber, nähern sich hier und in Hildburghausen noch mehr der Mode der Berliner.

Nächstdem herrscht hier, so wie in der ganzen Gegend herum, wo sich die Gebirge anfangen, eine Art von Mode, zu deren Nachahmung sich unsre hiesigen Schönen wohl noch weniger würden willig finden lassen, als zu den tuchenen Mänteln; das sind die dicken Hälse. Von Mannspersonen habe ich keinen mit einem ungewöhnlich dicken Halse gesehen, aber unter den Frauenspersonen sind sie so häufig, daß man sie gar nicht mehr für eine Verunstaltung des Körpers zu halten scheint, und daher gar nicht zu verbergen sucht. Manche schreiben die Ursache derselben dem Wasser, andere dem schweren Tragen zu, dessen sich hier die Frauen unterziehen: denn sie werden von Jugend auf zur Arbeit angehalten, damit sie als künftige Ehegattinnen nicht blos den Schweiß ihrer Männer verzehren helfen, sondern auch ihre Gehülfinnen in der Arbeit seyn mögen. Das Wasser scheint auch weniger daran Schuld zu seyn, weil sonst das männliche Geschlecht, wel-

ches doch auch nicht ohne Wasser leben kann, nicht davon frey seyn würde.

Der Hauptnahrungs Zweig in Eisfeld scheint wohl der Ackerbau und die Viehzucht zu seyn; obgleich auch kein Mangel an Professionisten ist. Es wohnen allein 60 Lohgerber darin, welche sehr gutes Leder gerben, das dem Englischen Garleder an Güte wenig nachgeben soll. Das reine und klare Wasser der Werra soll das meiste zur Güte des Leders beitragen. Man sagte mir, daß daselbst jährlich über tausend Centner Leder gegerbet würden.

Das dorten gangbare Geld besteht aus französischen Laubthalern oder Ducatons, welche die gemeinen Leute, dicke Tonnen nennen, Kaiserlichen Kreuzern, Böhmen, Batzen u. dgl. Es erfordert ein eigenes Studium, um dieß Geld kennen zu lernen, und beym Einkauf sich gehörig mit den Verkäufern berechnen zu können. Preußisches und Sächsisches Geld nennen sie dort schwer Geld, und ein Friedrichsd'or gilt daselbst 6 Rthlr. leicht Geld. Man hatte mir, ehe ich diese Reise antrat, wegen der verschiedenen Münzsorten, die bald hier bald dort im Gange wären, Besorgnisse erreget, aber ich habe gefunden, daß man allenthalben mit

Preußischen, noch besser aber mit Sächsischen Gelde durchkommen kann. Oft erregt man bey den Leuten eine Freude, wenn man sie mit Preußischen Gelde bezahlt, und sie sind ehrlich genug, es gleich nach seinem Werthe zu berechnen und den Ueberschuß heraus zu geben.

Mehr als alles andere, hat mir hier die Einrichtung des öffentlichen Gottesdienstes, obgleich nicht durchgehends die Art, wie er gehalten wird, gefallen. Einiges davon will ich berühren, und darüber mein Urtheil fällen.

Diejenigen, welche den künftigen Sonntag communiciren wollen, müssen sich schon des Freytags Vormittags vorher in der Kirche einfinden, sich vor dem Altar hinstellen, und von dem Prediger, welcher die Amtswoche hat, prüfen lassen, d. h. der Prediger befragt sie um die Absicht: warum sie zum heil. Abendmahl gehen wollen; erläutert und berichtiget ihre Antworten und ermuntert sie zum Beschluß zur gehörigen Vorbereitung auf ihre morgende öffentliche Demüthigung vor Gott in Ablegung ihrer Beichte.

Des Sonnabends nach der Privat-Beichte, erklärt er ihnen den Inhalt der zehen Gebothe und giebt ihnen dadurch eine Anleitung zur

Prüfung ihres Wandels, zur Selbsterkenntniß und zur Demüthigung vor Gott.

Diese ganze Einrichtung wird nur derjenige tadeln, welcher jede Weitläuftigkeit in Religions-Angelegenheiten verabscheuet, und lieber gar nicht zum heil. Abendmahl gehen würde, ehe er sich vorher jedes Mahl öffentlich examiniren lassen sollte. Allein wenn man erwägen wird, daß dieß auch nur von dem sogenannten gemeinen Manne gilt, bey dem man immer besorgen muß, daß er unter der beständigen Last seiner Berufsgeschäfte von allem Nachdenken über seine Religion abgezogen wird, und also leicht das Wenige was er in seiner Jugend von derselben gelernt hat, gänzlich vergessen kann, wenn er nie wieder daran erinnert wird, und noch weniger befürchten darf, darüber von seinem Prediger befragt zu werden; so wird man dieser Einrichtung nicht allen Beifall versagen können. Sie verhindert wenigstens das gedankenlose Hinzunahen zum Tisch des Herrn. Wenn bey uns der Beichtende sich höchstens nur auf den Fall gefaßt macht, daß er seine Beichte ohne Anstoß hersagen kann; so muß hingegen derselbe hier, schon vor dem Freytagischen Kirchgang daran denken, was er seinem Prediger

antworten will, wenn er ihm die Frage vorlegt: warum willst du zum heil. Abendmahl gehen?

Es ist zwar wahr, wir Prediger sollen in den Vorbereitungs- und Absolutions-Reden unsre Gemeinen von dem Zweck des heil. Abendmahls, von der dazu erforderlichen und Gott gefälligen Gemüthsverfassung der Hinzugehenden, unterrichten; aber wenn wir dieß auch mit allem Fleiße thun, so wird doch unser zusammenhängender Vortrag den Vortheil für die Beichtenden nicht haben, den hier der katechetische Unterricht nothwendiger Weise haben muß: denn wie schon gesagt, Wenige fassen einen zusammenhängenden Vortrag.

Die Vorbereitung am Sonnabend hat mir weniger gefallen, weil sie aus einer Agende abgelesen und alle Sonnabende wiederhohlet wird. Dieß wird endlich Gewohnheit, und wie alles, was zur Gewohnheit wird, gedankenlos verrichtet.

Der Vormittägliche Gottesdienst am Sonntage unterscheidet sich im Wesentlichen nicht viel von der Art, wie der unsrige hier gehalten wird, aber bey dem Nachmittäglichen ist mir mehreres aufgefallen.

Nach der Predigt ward ein kurzes Lied gesungen, und dann trat ein zweiter Prediger vor den kleinen Altar, und las ein Kapitel aus der Bibel. Sobald dieß geendiget war, sprach er den Segen, und nachher bethete er das Vater unser laut. Kaum aber hatte er Amen gesagt, als alles zur Kirche heraus stürzte, bis auf ein Drittheil der Zuhörer, welche sich von ihren gewöhnlichen Plätzen erhoben, und in den untern Frauensstühlen unweit des kleinern Altars von neuen Platz nahmen. Die vordern Plätze nahmen die Männer, die hintern die Frauen ein.

Sobald sich die übrigen Leute, an denen dieß Mahl die Reihe nicht war, sich examiniren zu lassen, und die auch dem Examine nicht als Zuhörer beiwohnen wollten, aus der Kirche entfernt hatten, und alles wieder ruhig war, so kam ein dritter Prediger aus der Sacristey, näherte sich jenen in den Stühlen sitzenden Leuten, und stellte mit ihnen eine Katechisation an. Alte Greise und alte Frauen, so wie Leute vom mittlern Alter wurden hier befragt und antworteten ohne Zurückhaltung, so gut als sie konnten. Ich war über diese Einrichtung äußerst erfreuet, und prieß die dortigen Prediger glücklich, welche so viele Gelegenheiten hat-

ten, sich dem Verstande und Herzen ihrer Gemeinen zu nähern, und Gutes um sich her zu verbreiten. Noch glücklicher aber prieß ich diese Gemeine selbst, welche Theils hierdurch so viele Anweisungen zum Wachsthum in ihrem Glauben und Christlichen Erkenntnissen erhalten konnte; andern Theils aber auch willig genug war, diese gute Gelegenheit zu benutzen. Aber die Ausführung dieser guten Einrichtung hat mir nicht ganz gefallen wollen.

Was das Vorlesen eines Kapitels aus der Bibel nach der Predigt betrift, so hätte dieß als eine unnöthige Verlängerung des Gottesdienstes leicht ganz unterbleiben können. Und wenn ja dieß Vorlesen noch einigen Nutzen haben sollte, so dünkt mich, müßte man nicht die Kapitel der Reihe nach herlesen, wie hier geschah, sondern man müßte eine schickliche Auswahl treffen. Es müßten einige Bücher und Kapitel gar nicht, andere aber desto öfterer vorgelesen, kürzlich erklärt, und aus ihnen einige gute Lehren herausgezogen werden. Ist es aber darauf angesehen, die Zuhörer mit dem ganzen Inhalt der Bibel bekannt zu machen, so kann diese Absicht durch das Herlesen von 52 Kapiteln in einem Jahre schwerlich erreicht

werden: denn alsdann werden mehr als 26 Jahr dazu erfordert, ehe sie durchgelesen ist.

Das Vater Unser, welches, ob es wohl in der Mitte und beym Schlusse der Predigt also schon zwey Mahl gebethet worden war, hier nach dem Ablesen des Kapitels aus der Bibel noch einmahl laut zu bethen, war meinem Erachten nach, noch weit überflüßiger. Der jetzige durch Krankheit zu seiner Amtsführung ganz untüchtig gewordene Superintendent soll dieß dritte Vater Unser Bethen, allererst und zwar deswegen eingeführt haben, um zu verhindern, daß diejenigen, die es vor dem Herausgehen aus der Kirche gewöhnlicher Weise stille betheten, nicht mehr durch diejenigen, welche vorher herausgehen, gestöhret werden sollten.

Zu den wesentlich nothwendigen Verbesserungen in der Liturgie mag diese Einrichtung wohl schwerlich gezählet werden können! Muß man denn allezeit das Vater Unser bethen, wenn man aus der Kirche gehen will? Ist es denn noch nicht genug, sich vielleicht schon zwey Mahl durch ein gedankenloses Bethen dieses schweren viel in sich fassenden Gebethes versündiget zu haben; muß es zum dritten Mahle gleichsam halb auf dem Sprunge noch wieder-

hohlt werden? Oder hätte man das stille Gebeth vor dem Herausgehen abschaffen, und durch ein laut hergesagtes Gebeth die Gemeine fesseln wollen, daß sie nicht einzeln, sondern gleichsam mit einem Sturz aus der Kirche ginge, so dünkt mich, hätte man besser gethan, wenn man ein kurzes Dankgebeth für den erhaltenen Unterricht zu Gott gerichtet, abgelesen hätte.

Was ich von der Gewohnheit nach dem öffentlichen Gottesdienst eine Katechisation mit den Erwachsenen zu halten, urtheile, habe ich bereits gesagt: sie verdient allgemein nachgeahmt zu werden. Eisfeld kann zum Beweise dienen, daß man sie auch in Städten einführen kann, wo sie auch größten Theils noch nöthiger, als auf dem Lande ist. Allein das wird mir erlaubt bleiben zu wünschen, daß sie zweckmäßiger eingerichtet werden muß, als hier geschah.

Ich war vor Freude außer mir, als ich den Prediger zu der Versammlung alter Gemeinglieder hingehen sah, und brannte gleichsam vor Begierde aus seinem Munde goldene Lehren für diese vermischte Christliche Gesellschaft zu hören. Bald dacht' ich, er wird von dem schönen und leichten Thema der nur erst geendigten

Predigt, über die Vorsehung Gottes Gelegenheit und Stoff zur Prüfung seiner Zuhörer hernehmen. Und da der geistliche Redner weniger zur allgemeinen Erbauung über diese reichhaltige Materie gesagt hatte, als er hätte sagen können; so erwartete ich von diesem älterem Prediger eine weitere Ausführung oder eine bessere Anwendung derselben. Was für gute Lehren, sprach ich zu mir selbst, wird er hier nicht geben können? Ja, ja, über die tröstliche Lehre der Vorsehung läßt sich sehr viel Gutes sagen! Bald aber, da ich bemerkte, daß er einen Katechismus in der Hand hatte, ließ ich jene Erwartung fahren, und hoffte eine wichtige Christenpflicht abgehandelt zu hören: denn was die Leute glauben sollen, sprach ich zu mir selbst, müssen sie längst wissen; aber was sie thun sollen, daran können sie nicht oft genug erinnert, das kann ihnen nicht fleißig genug eingeschärft werden. Jenes ist leicht, dieses aber schwer — jenes gehöret hauptsächlich zum Unterrichte in der Jugend, dieß aber kann Jungen und Alten nützlich werden. — — Aber welcher Schreck fuhr mir durch alle meine Glieder, als ich den geistlichen Lehrer folgende Anrede machen hörete:

Lieben Freunde! wir sind letzthin bey den Ständen der Erhöhung Christi stehen geblieben, und wir werden also heute von der Höllenfahrt desselben zu handeln haben. —

Ist es möglich, fragte ich den neben mir stehenden Prediger, ist es möglich noch über diese längst verjährte Lehre, die ein Spielwerk älterer in der Kritik und Sprachkenntniß unerfahrner Gelehrten war, eine so ehrwürdige Christen Versammlung zu unterhalten oder zu täuschen? Wozu soll denn das frommen? Müßt ihr eine so schöne Gelegenheit Gutes um euch her zu verbreiten, so elend gebrauchen? — Er lächelte, und entschuldigte sich mit der Gewohnheit, nach welcher alle Lehren des Lutherischen Katechismus der Reihe nach erkläret werden müßten. —

Ich hörete hierauf einige Fragen des Predigers mit den Antworten der Zuhörer an, davon mir folgende zwey ihrer Originalität wegen unvergeßlich blieben. Sie lauteten also:

Wem hat sich Christus in der Hölle lebendig gezeigt?

Antw. Denen die nicht mehr an ihn glauben konnten.

Wozu hat er sich ihnen also lebendig gezeigt?

Antw. Zu ihrer größern Verdammniß.

Diese Fragen und Antworten waren mir unverdaulich, und in dem Augenblick erinnerte ich mich an den in Halle gehörten Vortrag über die Erbsünde. Hier, sprach ich zu mir selbst, könntest du eine noch unglücklichere Stunde haben, dieser Gefahr willst du dich nicht Preiß geben, sondern aus der Kirche eilen. Mein Freund suchte mich zurück zu halten, damit ich noch die guten moralischen Lehren mit nach Hause nehmen könnte, welche nun bald aus dieser Lehre von der Höllenfahrt Christi herausgezogen werden würden. Nein, guter Freund, versetzte ich ihm, indem ich unaufhaltbar fort eilete; nein, die will ich nicht hören, weil sie mein Nerven-System allzu sehr erschüttern möchten. Zu Hause will ich mich näher darüber erklären. Dieß geschah auch auf folgende Art: Ich erklärte, daß ich darum das Ende dieses Unterrichts nicht hätte abwarten können, weil ich Jesum wahrhaftig liebte und hochschätzte, und es daher nicht ruhig anhören könnte, wenn er, sey es auch unvorsetzlich, öffentlich entehret würde. Obige Fragen und Antworten, welche der Gemeine in den

Mund gelegt worden wären, stimmten weder mit der hohen Würde der Person Jesu, noch mit seinem menschenfreundlichen Charakter, und eben so wenig mit dem Zwecke seiner Erlösung überein. Denn könnte mich Jemand davon überzeugen, daß Jesus nach Vollendung seines wichtigen Erlösungsgeschäftes, ein Vergnügen darin gefunden hätte, sich denen als ein Erlöser der Menschen zu zeigen, die keinen Theil an seiner Erlösung mehr nehmen konnten; so würde ich in ihm nicht den großen allgemeinen Menschenfreund mehr finden, er würde eine Gleichheit mit manchen menschlichen Lehrern haben, von welchen man sagen will, daß man nach ihren Worten, aber nicht nach ihren Werken thun müsse.

Fragen sie nicht, was mich zu diesem Urtheile berechtige, weil ich sie gleich auf die Beantwortung der zweiten Frage verweisen muß. Hat sich der erhöhete Jesus denen Verdammten in der Hölle darum lebendig gezeigt, damit dadurch ihre Verdammniß vergrößert werde, so hat er in diesem Augenblicke den Zweck seiner Sendung und Erlösung aus den Augen gesetzt, und aufgehöret ein allgemeiner Menschenfreund zu seyn. Nach den Zeugnissen der Schrift

kam er zum Heil und Segen der Menschen in die Welt, und ist noch in seiner Herrlichkeit zum Wohl derselben beschäftiget. Er bittet für uns, sagt die Schrift, und vertritt uns mit unaussprechlichen Seufzen. Will man aber unter diejenigen in der Hölle, die nicht an ihn glauben konnten, die sogenannten bösen Engel verstehen; so müßte man annehmen, daß er darum zu ihnen in die Hölle gefahren sey, um sie, entweder dann erst so höchst unglücklich zu machen, als sie zu seyn, längst verdient gehabt hätten, oder um seinen nur erst erlittenen schmerzhaften und schimpflichen Tod an ihnen zu rächen.

Jenes ist unwahrscheinlich, weil es unbegreiflich ist, warum die bösen Engel nicht früher als bis nach dem Tode des Welterlösers zu ihrer völligen Bestrafung reif gewesen wären, und warum Jesus eben zu der Zeit, da er das allerwohlthätigste Werk vollendet hatte, sich als ein Richter der bösen Engel hätte zeigen sollen. Sind sie gleich keine Menschen, so sind sie doch Geschöpfe Gottes. Um sie noch unglücklicher zu machen, als sie sich durch ihren Fall schon selbst gemacht hatten, würde der liebevolle Jesus weit mehr Verläugnung haben ausüben

müssen, als er zu der Zeit übte, da er, um die Menschen zu beglücken, seinem Vater gehorsam war bis zum Tode am Kreutze. Dieses, nämlich seinen Tod an den bösen Engeln zu rächen, ist unglaublich und widersinnig. Sie waren ja nicht seine Mörder!

Freilich, wenn sie sagen, daß jene böse Engel an allen, was in der Welt böses geschieht Schuld haben; wenn sie es glauben wollen, daß die Juden, welche Jesum kreutzigten, nur Werkzeuge der bösen Engel waren, oder wohl gar annehmen, daß jene thun mußten, was diese haben wollten; dann müssen sie freilich diese bösen Geister für die Mörder Jesu erklären. Aber wenn ich ihnen nun das auch zu Gefallen glauben wollte, würden sie dann nicht wenigstens eingestehen müssen, daß Jesus dadurch, daß er den Stand seiner Erhöhung mit der größern Bestrafung der schon in der Hölle unglücklich seyenden bösen Engel anfieng, nicht undeutlich zu erkennen gegeben habe: er sey so wenig von Leidenschaften frey, als ein anderer Mensch? Denn wer in dem Augenblicke sich an seinen Feinden rächet, in welchem er Macht und Gelegenheit dazu erhält, den werden sie doch wohl nicht von leidenschaftlicher Hitze frey

sprechen? Nicht doch, könnten sie mir antworten: Jesus hat ihnen nur ihre größere Verdammniß bekannt gemacht, das that er nicht aus Rache gegen sie, sondern aus Liebe für die Menschen, die er erlöset hatte; damit diese letztern vor allen Nachstellungen derselben sicher seyn konnten. Das klingt freylich erbaulich genug, wenn es nur erwiesen werden könnte. Aber lesen sie die Geschichte der Apostel und der ersten Bekenner Jesu — Wie ging es den meisten unter ihnen? Mußten sie nicht auch wie Jesus um der Wahrheit willen leiden und elendiglich sterben? Wem wollen sie nun alle diese Verfolgungen und Mordthaten zuschreiben, wenn es wahr ist, daß der erhöhete Jesus die bösen Geister in der Hölle gefesselt hat? Den damahligen Juden und Heiden? Gut, denn geben sie doch zu, daß Menschen von selbst Teufels seyn können! Geben sie aber das zu, so begreife ich nicht, warum sie grade den Tod Jesu auf die Rechnung der bösen Engel setzen wollen. Glauben sie mir also, mit der ganzen Lehre von der Höllenfahrt Jesu ist nichts gesagt, *) das sich mit der Vernunft und Schrift

*) Um einiger Leser willen, die mich wegen dieser Aeußerungen verketzern könnten, mache ich diese Anmerkung.

zusammen reimen ließe. Das sehen auch hie und da die orthodoxesten Theologen unsrer Zeit ein. Davon habe ich einen Beweis aus dem neuen Christlichen Lehrbuche erhalten, das

Daß vor Zeiten die Theologen eine Höllenfahrt Christi steif und fest glaubten, das geschah aus Mangel richtiger Sprachkenntniß. Sie lasen im 16ten Psalm Vers 10: Du wirst meine Seele nicht in der Hölle lassen, noch zugeben u. s. w. Weil sie nun diese Worte für eine Weissagung auf Christum erklärten, so glaubten sie auch, es sey die Lehre von Christi Höllenfahrt, außer allen Zweifel gesetzt. Allein das hebräische Wort Cheol, welches die Vulgata infernum und mit ihr der seelige Lutherus Hölle übersetzt hat, hat auch noch eine zweyte Bedeutung, nähmlich sepulcrum oder das Grab. Die hebräische Sprache ist arm an Worten, und daher haben manche Worte mehr als eine Bedeutung. Wenn daher diese Sprache übersetzt wird, so muß man nicht die erste beste Bedeutung eines solchen Wortes nehmen, sondern diejenige welche dem Sinn der übrigen Worte am nächsten kommt. Wenn nun hier im 16ten Psalm das Wort Cheol durch Grab übersetzt wird, so lautet der Sinn also: Du wirst mich nicht im Grabe lassen, und nicht zugeben daß dein Heiliger die Verwesung sehe.

Da nun nach dem Lehrbegriff von der Hölle, aus derselben keine Erlösung ist, so kann auch dorten keine Verwesung der Verdammten statt haben: denn der Rauch ihrer Quaal soll aufsteigen von Ewigkeit zu Ewigkeit. Ist das aber, so mag sich ein jeder selbst die Frage beantworten: ob in jener Stelle zur Verwesung sich das Grab nicht besser schickt, weil man im Grabe verwesen kann, als die Hölle, in der an keine Verwesung gedacht werden

vor einigen Monathen in den sämmtlich Preußischen Landen eingeführet werden sollte. Dieß Buch, welches gewiß keine neuere Lehrmeinungen aufgenommen hat, gedenket doch der Höllenfahrt Christi mit keinem Worte. Und welche Moral sollte wohl ihr Herr Kollege aus obigen Sätzen haben herleiten können? Wenn er hätte ganz ehrlich zu Werke gehen wollen; so dünkt mich keine andere als diese:

1) Man muß sobald als möglich seine Feinde unglücklich machen: denn Jesus hat

kann. Aber es steht doch im 2ten Artikel des Apostolischen Glaubens-Bekenntnißes: er ist niedergefahren zur Hölle. Gut, aber es ist längst erwiesen, daß diese 3 Artikel nicht von den Aposteln selbst herrühren, sondern sie sind bald nach ihrer Zeit von den Lehrern der Christen aufgesetzt, und zum Gebrauch bey der Taufe der Erwachsenen bestimmt worden; und weil sich in denselben die Lehren der Apostel befinden sollten, nachher das Apostolische Glaubens-Bekenntniß genannt worden. cfr. Doktor J. F. Gruners Betrachtungen über das sogenannte Apostolische Glaubens Bekenntniß. Und denn so will ich auch nicht mit denen streiten, welche aus 1. Petri III. 18 — 20. die Höllenfahrt Christi beweisen wollen; ich bitte nur mich und alle nach Wahrheit lehrbegierige Christen mit dem Unterricht zu verschonen: daß Jesus zur größern Verdammniß der höllischen Geister in die Hölle gefahren sey, und denen daselbst geprediget habe, die nicht mehr an ihn glauben konnten.

auch, sobald er den Stand seiner Erhöhung antrat, und zum völligen Besitz seiner göttlichen Macht gelangte, sich nicht nur damit begnügt, die Anschläge seiner Feinde vereitelt zu haben; sondern er hat es ihnen auch durch Vermehrung ihrer Quaal fühlen lassen, was er thun konnte.

2) Man muß sich hüthen, diejenigen von seinen Feinden zur Erkenntniß ihres an uns begangenen Unrechts zu bringen, welche noch im Stande sind ihr Unrecht einzusehen, sich zu bessern und wieder unsre Freunde zu werden; sondern man muß seinen Feinden ihr Unrecht alsdann erst zu Gemüthe führen, wenn man sie augenblicklich darauf straft, damit sie sich nicht bessern können, sondern verzweifeln müssen. Denn Jesus zeigte sich nicht seinen Mördern den Hohenpriestern und Schriftgelehrten, als einenUeberwinder des Todes lebendig; nein, das that er nicht, weil diese noch in der Gnadenzeit lebten, und noch an ihn glauben konnten; sondern denen bereits Verdammten, die nicht mehr an ihn glauben konnten, zu ihrer größern Verdammniß oder völligen Verzweiflung.

Ich weiß es wohl, mein Lieber! daß man diese höchst unchristliche Moral nicht aus jenen Sätzen hergeleitet haben würde; aber sie wer-

den es doch eingestehen müssen, daß sie daraus leichter als jede andere Moral hätte hergeleitet werden können! Und weil ich keine gleichsam mit Haaren herbey gezogene Moral mit anhören wollte, darum entfernte ich mich so eilfertig von jenem öffentlich sogenannten Christlichen Unterricht, doch nicht ohne den heißen Wunsch: daß in Zukunft diese schöne Gelegenheit mehr zur Aufklärung des gemeinen Mannes und zur Beförderung einer wahren Gottseligkeit genutzt werden möchte!

Ich hatte bald nach meiner Ankunft in Eisfeld den dortigen Burgermeister Herrn Schmidt kennen gelernt, und erfahren: daß es ein Mann sey, der sich durch fleißiges Bücher Lesen allein zu seinem Posten, den er bekleidete, geschickt gemacht habe. Man rühmte mir seine Büchersammlung, und ich erhielt auch bey der Gelegenheit als ich ihn besuchte, die Erlaubniß von ihm, sie zu sehen. Schon der erste Anblick derselben übertraf alles, was ich mir Gutes von ihr gedacht hatte. Sie füllte fast alle vier Wände seiner nicht ganz kleinen Studierstube aus. Die Bücher selbst hatten sehr schöne Franz- und Englische Bände, und standen in verschlossenen Bücherspinden sehr gut nach ih-

rem Inhalte geordnet. Ich fand hier Fächer für theologische, philosophische, statistische, politische, historische, ökonomische und poetische Werke. Bey einer flüchtigen Uebersicht erblickte ich hier Klopstocks Messias, eines Spaldings, Tellers, Seilers, Salzmanns und Zollikofers Schriften. Die Werke eines Home, Meißners Skitzen, Bonnets Betrachtungen über die Natur, auch die 15 Bände von den hinterlassenen Werken Friedrich II. fanden daselbst nebst vielen andern ganz neuen Schriften ihren Platz. Aus seinem Bücher-Katalogus ersah ich die Anzahl der gebundenen Werke, ohne ihre einzele Theile mitgerechnet, und die war 825. Wenn diese Sammlung in Ansehung der Quantität noch keine Bibliothek genannt zu werden verdienen sollte, so verdiente sie gewiß diese Benennung in Rücksicht ihrer Qualität.

Froh verließ ich diesen Mann, der sich durch eigenen Fleiß aus einem Handwerksmann zu seinem jetzigen öffentlichen Amte geschickt gemacht hatte, und nicht blos eine Bibliothek mit großen Kosten angeschafft, sondern auch dieselbe zu seiner Vervollkommnung genutzt hatte. Beiläufig muß ich auch hinzusetzen, daß ich hauptsächlich diesem Mann, meine Bekannt-

werdung mit der Familie meines verstorbenen Vaters zu verdanken habe. Er las meine vor einigen Jahren herausgegebene Predigt: **Von den traurigen Folgen einer vernachläßigten Kinderzucht**, theilte sie dem dortigen Rektor der Schule Herrn Otto mit, dieser würdigte sie dergestalt seines Beifalls, daß er sie zum öftern laut von seinen Schülern herlesen ließ, und sie vielen Eltern zur Durchlesung übersandte. Dadurch gerieth sie auch in die Hände meiner Anverwandten, und dieß veranlaßte von ihrer Seite die schriftliche an mich abgeschickte Anfrage: ob ich, der Verfasser dieser Predigt, ein Enkel des ehemahligen Rektor Dressels zu Eisfeld wäre?

Da die Witterung während meines dortigen Auffenthalts einige Tage lang sehr angenehm ward; so äußerte ich das Verlangen, die Gegend um Eisfeld herum, etwas näher im Augenschein zu nehmen. Meine lieben Verwandten, welche gern in allen Stücken meinen Wünschen zuvor kamen, schlugen daher eine Reise über Sarendorf nach Sophienaue einer ansehnlichen Blau Farben-Fabrique vor. Wir widmeten dazu einen ganzen Tag, aßen des Mittags sehr gut bey dem Herrn Prediger Saalmüller in Sarendorf, jetzigen Superinten-

denten in Hilburg und brachten darauf den Nachmittag auf der nicht weit davon gelegenen Blau-Farben-Fabrique zu.

Weil ich in allen Dörfern jenseits des Thüringer Waldes eine aufgerichtete sehr hohe Stange und unweit derselben allezeit eine schön gezogene Linde, die nicht selten in Form eines Lusthauses unterbauet war, wahrgenommen hatte, und auch hier in Saxendorf beydes antraf; so ließ ich mir die Bestimmung und den Zweck derselben erklären; und da erfuhr ich denn, daß die jungen Bauerburschen mühsam alljährig den höchsten dünnen Tannenbaum aus dem Thüringer Walde zur Aufrichtung dieser Stange am 1sten November aufsuchten und fällten. Diese Stange würde vorher mit Bändern und einem Roggenkranz von den Dorfdirnen gezieret, und nachher würde um dieselbe herum zur Feyer ihres Aerndtefestes getanzet. Unter der Linde aber versammelte man sich zum Essen und Trinken.

In Sophienaue aber sah ich mehr, als ich zu sehen, vermuthet hatte. Ich sah den Ursprung der Werra, die sich, ehe sie das Blauwerk treibet schon in zwey Aerme theilet welche aber bald nachher wieder in Eins zusammen laufen.

Sie gleicht dort einem kleinen Fließ, welches über lauter Kiesel- und Felsensteine dahin rieselt. Ihre Breite mag kaum 8 bis 10 Fuß und ihre Tiefe etwa 6 Zoll seyn. Sie würde mir weniger merkwürdig geschienen haben, wenn ich nicht an ihren Ufern etwas wahrgenommen hätte, davon ich mir zur Zeit keine Vorstellung machen konnte. Nämlich, nachdem sie das vorher erwähnte Werk getrieben hatte, so verliert sie sich in der Nähe von Saxendorf unter der Erde, und macht oben ein trockenes Bette. Wenn man aber 200 Schritte an diesem Bette fortgehet; so sieht man das oben sich verlorne Wasser aus der Erde durch eine fast unmerkliche Oefnung in dem Bette wieder hervorquellen und dann ungehindert fortfließen.

Das Blauwerk Sophienaue selbst, von der, bey dessen Anlegung lebenden regierenden Herzoginn zu Hildburgshausen, Sophie also genennet, liegt in einem Thal, zwischen zwey Bergen im Thüringer Walde. Das Wasser der Werra, welches durch den Fall vom Berge herab eine große Gewalt bekommt, wird durch hölzerne Rinnen auf die Räder, die es treibt, geführet, und zwar also, daß ein und eben das-

selbe Wasser in drey von einander gelegenen Gewerkshäusern, ein und eben dieselbe Wirkung thut, und die Räder treibt.

Der Inspector dieser Fabrique, Herr Holzapfel, ein ungemein gefälliger und angenehmer Mann war unermüdet meine Neubegierde bey Besichtigung dieses Werkes zu befriedigen. Ich sah den Kobold eine Art Halbmetall der zu diesem Behuf 60 Meilen weit aus Steiermark hieher zur Axe geführet werden muß, schmelzen, dadurch von seinem Gifte reinigen und mit Sand vermischen. Aus diesem mit vielem Sande vermischten Kobolde, ward nun, nachdem beydes durch große steinerne Walzen sehr oft zermalmet, gewaschen und in sehr heißen Behältnissen wieder getrocknet worden war, die blaue Farbe, welche man zur Wäsche braucht. Von dieser Farbe, die man in ordinaire, feine und extra feine eintheilet, und die im Preise fast unglaublich verschieden ist, wird von hier aus nach Holland allein an 4000 Ctr. jährlich versendet, und täglich beschäftiget dieß blos zum Luxus angelegte Werk an 50 Menschen.

Das Einzige, was mir hier nicht gefiel, war die Nachricht: daß dieß Werk zweyen auswärtigen Kaufleuten erb und eigenthümlich zu

gehörte. Wenn also gleich der Lohn für die Arbeiter und das Geld, für das viele zur Schmelzung des Kobolds und zum Trocknen der Farbe erforderliche Holz im Lande bleibt; so geht doch der ansehnliche Profit, den die Eigenthümer davon ziehen für das Hildburghausische Land verloren.

Was endlich die Sprache jener dortigen Einwohner anlanget, so ist sie ziemlich rein und gut, wenigstens setzen sie den Casum weit richtiger als die Berliner, welche wie bekannt, das mir und mich, Sie und Ihnen, fast beständig am unrechten Orte gebrauchen. Sie singen auch nicht so, wie die Chursachsen. Bey aller Aufmerksamkeit habe ich nur einige Provinzialwörter bemerken können. Z. B. eine Scheune nennen sie einen Stadel, anstatt dieß Jahr, sagen sie, heuer, anstatt läuten, zusammen schlagen. Einen Halsband von Granaten, nennen die Frauenspersonen Petterle. Der Küster führt den Nahmen Kirchner. Die Worte: nicht recht, hab' ich, drücken sie in der Aussprache mit: nitt rett, hob ick, aus. Und das in Böhmen sehr übliche Wort, halter, ist hier ebenfalls stark im Gebrauch. Wenn wir sagen würden: seht er ist schon da, oder wir wollen

sehen, ob er da ist; so sprechen sie: er ist halter schon da; laßt halter sehen, ob er da ist.

Den 19ten September mit Anbruch des Tages, war die Zeit meines Auffenhalts in Eisfeld verstrichen, und so gern ich noch unter den dortigen guten Menschen länger verweilet hätte; so befahl mir doch das Gefühl meiner mir obliegenden Pflichten, mich unaufhaltbar aus den süßen Umarmungen meiner lieben Verwandten los zu reissen.

Um mich aber nicht von neuen großen Lebensgefahren im Thüringer Walde und auf den steinreichen Wegen um Kahle, Jena und Naumburg herum, aus zu setzen, kehrete ich auf einem andern Wege nach meinem Vaterlande zurück. Wenn ich vielleicht hie und da, bey der Beschreibung meiner Hinreise nach Eisfeld zu weitläuftig gewesen bin; so will ich diesen Fehler dadurch wieder gut machen, daß ich desto weniger von meiner Rückreise sagen werde. Auch kann ich hier nicht so viel sagen, weil ich ungleich geschwinder diese Reise machte als die erstere: denn wenn ich volle zehn Tage auf die 40 Meilen zu meiner Hinreise brauchte; so wandte ich auf gleiche Länge des Rückweges nur sechs und einen halben Tag an.

Die ersten drey Meilen, welche ich über Saxendorf, den Limbach bis Wallendorf zu machen hatte, veranlaßten in mir die Besorgniß; daß es mir in Ansehung der Wahl eines andern Weges nach meiner Heymath, so gehen möchte wie jenem, der um sich vor dem Regen zu schützen, unter die Trofe stellte. Doch diese Besorgniß ward gehoben sobald ich dem Dorfe Wallendorf den Rücken zu gekehret hatte. Eigentlich war auch nur der Weg von Saxendorf bis zum Limbach 3 Stunden lang so äußerst elend: denn eben so lange muß man beständig einen Felsenberg herauf fahren, welches dadurch so äußerst beschwerlich und gefährlich wird, weil der Weg über lauter abgebrochene Felsenstücke führt, welche in so großer Menge dort befindlich sind, daß weder das Pferd noch der Wagen jemahls den Erdboden berühren kann. Wenn es beynah ein Wunder heißen kann, daß hier mein schwacher Wagen von den unaufhörlichen Stößen nicht in Stücken gegangen ist; so ist es auch nicht weniger zu bewundern, daß mein Pferd, welches in den losen Steinen niemahls einen festen Tritt thun konnte, nicht die Beine gebrochen hat. Wenn man aber Glück haben soll, so muß alles gut gehen und wenn

man zu einer andern Zeit ein Unglück haben soll, so muß man im Sande den Wagen brechen; wie mir solches kurz vor Potsdam begegnete, da mein Wagen von ungefehr etwas zu hoch von einer im Wege herein gewachsenen Baumwurzel herunter fiel.

Ich hatte mir vorgenommen auf dem Limbach die dortige Porcellain-Fabrique in Augenschein zu nehmen, woselbst ächtes gutes Porcellain in großer Menge verfertiget wird. Es kommt freylich dem Berliner- und Meißner-Porcellain weder an Feinheit der Masse noch auch an Schönheit in der Mahlerey gleich, aber es ist auch noch nicht halb so theuer: allein der elende Weg hatte mich so verdrossen und unwillig gemacht daß ich weder die Porcellain-Fabrique noch die unweit davon liegenden vielen Glaßhütten besehen wollte. Ich glaubte, ich könnte nicht früh genung eine so höchst erbärmliche Landstraße verlassen. Desto länger verweilte ich in Wallendorf, welches dem Herzog von Coburg-Saalfeld zugehöret. Wenn ich dieß nicht durch meine Nachfrage schon erfahren hätte; so würde ich es doch aus dem Kalender haben ersehen können, der in der Stube des Gasthofes, wo ich abgestiegen war, an

einer Thüre angenagelt war. Es war ein sonderbarer Kalender, darum zog er auch meine ganze Aufmerksamkeit auf sich. Er hatte zwar die äußerliche Figur unsrer Comptoir-Kalender; aber er verdiente doch mit Recht ein Zahlen-Lotterie Kalender betitelt zu werden: denn er schien hauptsächlich zur Erregung der Aufmerksamkeit auf die Ziehungstage der Lotterie in Coburg verfertiget worden zu seyn. Und da diese nicht öfter als alle Wochen einmahl daselbst gezogen wird; so gab dieß diesem Kalender das Ansehen, als wenn dort 8 Tage in der Woche gezählet würden, anstatt daß die unsrigen nur 7 angeben. Practica est multiplex, fiel mir dabey ein; die Leute müssen doch auf eine Art ihr Geld los werden! — —

Ich fragte Jemanden in der Stube, ob man denn in Coburg so fleißig in die Lotterie einsetzte als man nach dieser Anzeige im Kalender daselbst fleißig wäre, sie zu ziehen. O ja, versetzte dieser, aber die Leute werden bald nichts mehr einzusetzen haben! Die Eigenthümer, Bürger und Bauern setzen ein, um durch den gehofften Gewinn ihre Steuern abtragen zu können, und büßen nicht selten über diese Hoffnung, Haus und Hof ein. Die Dienstbothen halten es am

längsten aus, weil sie sich bey ihrem Verlust anderweitig schadlos halten. Es ist mir lieb, antwortete ich, daß man also auch hier die Schädlichkeit der Zahlen-Lotterien einsehen lernt. Bey uns wird diese Art von Lotterie nur alle 3 Wochen gezogen, und daraus leite ich den Schluß her: daß meine Landsleute also noch zwey Mahl glücklicher seyn müssen, als die hiesigen. Bey mir selbst aber dacht' ich, wir sind auch in der Aufklärung noch etwas mehr zurück: denn anstatt daß wir in unsern Kalendern die Ziehungstage der Lotterie bemerken sollten, füllen wir diesen Raum mit Anzeigung der Tage an, an welchen es sich gut Schröpfen, Aderlassen und Purgiren läßt.

So wie ich Wallendorf eine viertel Meile hinter mir sah, fing sich ein sehr guter ebener Weg an. Und wenn er auch ehe ich Potsdam erreichte, manchmahl zur Abwechselung schlechter ward, so muß ich doch gestehen, daß er im Ganzen genommen, zu loben ist.

Daß große Waldungen einen merklichen Einfluß auf die Witterung haben, davon habe ich mich, ehe ich nach Saalfeld kam, völlig überzeugt. Als ich den Thüringer Wald eine ziemliche Strecke hinter mir hatte; so fühlte ich

eine wärmere Luft. Diese schnelle Veränderung der Luft fiel sogar meinem bey mir habenden jungen Burschen auf. Kein Wunder ist also mehr, daß jene Bewohner um den Thüringer Wald herum, welche doch 40 Meilen näher gegen Mittag als wir liegen, dennoch vier Wochen später ihre Feld- und Gartenfrüchte einärndten als wir.

Mein erstes Nachtquartier nahm ich in Saalfeld, einer in der That schönen, reinlichen und in einer sehr fruchtbaren Gegend liegenden Stadt. Die Hauptkirche daselbst ist ein von schönen Quadersteinen aufgeführtes großes Gebäude mit 2 Thürmen versehen. Die meisten Privat-Häuser sind gut und modern gebauet; nur hat es mich gewundert, daß hie und da, selbst auf dem großen Marktplatze noch einige Häuser standen, welche mit hölzernen Schindeln gedeckt waren. Das traurige Schicksal, welches Gera vor nicht gar langen Jahren eben wegen der darin ehemahls befindlichen vielen Holzdächer erfahren, hat also hier keinen Eindruck gemacht. Das hier bey Saalfeld befindliche Alaunenwerk soll von großer Einträglichkeit seyn.

Den 20sten September reisete ich abermahls nahe an 5 Meilen an einem sehr schönen Tage durch die Städte Peseneck, Oppurg, Neustadt an der Orle bis zum Dorfe Mittelpelnitz. Wer fruchtbare Gegenden, schöne große Dörfer, die von weiten kleinen Städten gleichen, weil die Bauernhäuser alle mit Ziegeln oder Schiefer gedeckt sind, und in einem Dorfe oft mehrere Thürme sind, sehen will, der muß hieher reisen. Besonders habe ich mich darüber sehr gefreuet, daß hier die Stallfutterung sehr üblich seyn muß, weil viele große Felder mit Kleever besäet waren.

Ich könnte auch hier viele Beispiele von der guten Gemüthsart der dortigen Landesbewohner anführen, wenn ich mir nicht vorgenommen hätte, alles kurz zu fassen. Damit ich aber nicht durch mein völliges Stillschweigen gegen jene dienstfertige und höfliche Leute undankbar handele, so will ich wenigstens sagen: daß mir ebenfalls auch nicht das mindeste Unangenehme auf dieser Landstraße begegnet ist. Selbst als ich unweit der Stadt Oppurg in einem Defilee einem beladenen Wagen mit zwey davor gespannten wilden Hengsten begegnete, und ohne die Hülfe jener bey dem Wagen be-

findlichen Leute weder rück- noch vorwärts kommen konnte, versuchten jene anfänglich unaufgefordert mir und sich dadurch zu helfen, daß sie rechter Hand einen steilen Berg herauf lenkten. Als aber dieser Versuch mißlang, der beladene Wagen umwarf, und sie in Lebensgefahr geriethen; so wurden sie nicht nur nicht unwillig, sondern nachdem sie sich wieder im Stand gesetzt hatten, eilten sie mir zu Hülfe, und brachten meinen Wagen in Sicherheit.

Nicht weit davon ergriff ich einen falschen Weg, und ward meinen Irrthum nicht eher gewahr, als bis ein dortiger alter Bauer auf dem Felde mich nach geschehener Anfrage dadurch davon überzeugte, daß er sich mit den Fingern hinter die Ohren kratzte, und sodann antwortete: Ach lieber Herr, da sind sie weit umgefahren! Wie weit denn? fragte ich. Ach sie müssen wieder bis auf das letzte Dorf zurück. — Doch, fuhr er fort, warten sie, ich will ihnen noch kürzer helfen. Und indem ging er an seinen Pflug, der mit zwey Hengsten bespannt war, band diese Thiere fest an, kam wieder auf mich zu, und forderte mich auf, ihm quer Feld ein zu folgen. Er ging über eine viertel Stunde mit mir, bis er wußte daß ich nicht

mehr fehlen konnte, und dann wünschte er mir eine glückliche Reise. Diese zwey Beispiele von Dienstfertigkeit mögen es beweisen, daß ich auch auf meiner Rückreise in diesen Gegenden gute Menschen angetroffen habe.

Wenn ich aber auch die Gasthöfe auf dieser Tour so loben wollte, als auf jener ersten, so würde ich wider die Wahrheit zeugen müssen. In Saalfeld logierte ich zwar sehr gut, aß aber in dem größten Gasthofe daselbst sehr schlecht. In Mittelpelnitz beym dortigen Postmeister war beides noch schlechter. Hier fand ich Leute, die mir ihres Betragens wegen in jenen Gegenden äußerst mißfielen. Sie schienen ihren Gast nicht zu bemerken, ließen sich zehn Mahl um etwas bitten, und betrugen sich im Ganzen so, als wenn ihnen die Beherbergung eines Reisenden mehr lästig als angenehm wäre. Wenn ich immer so schlecht logieret hätte, würde meine Reise von ihrer Annehmlichkeit viel verlohren haben.

Den 21sten September machte ich 6 Meilen, und fuhr durch Gera bis nach Langendorf.

Gera ist eine wirklich schöne und große Stadt, die an Schönheit der Gebäude nach ih-

rem Brande sehr gewonnen hat. Man glaubt nach Leipzig zu kommen, wenn man sich ihrer Vorstadt genähert hat, die eine Menge künstlich und prächtig angelegter Lustgärten enthält. Alles verräth den ehemaligen Wohlstand dieser Stadt. Selbst der Kirchhof, bey welchem ich vorbey fuhr, und auf dem ich eine Menge der prächtigsten steinernen Monumente erblickte, zeugte davon. Das Hoch-Gräfliche Reußische Palais, welches der Stadt gegen über am Fuße eines Berges gleichsam mitten im Walde liegt, macht einen schönen Prospekt. In der Stadt selbst liegen noch einige schöne Häuser in der Asche. Es reuet mich nichts so sehr, als daß ich nicht einen Tag hier verweilet, und die schönen Gärten um Gera herum besehen habe.

Den 22sten September. Von Langendorf, wo ich etwas besser als in Mittelpelnitz logieret hatte, fuhr ich heute nur noch 2½ Meile bis nach Leipzig, woselbst ich den Nachmittag ausruhete.

Leipzig ist zu bekannt, als daß ich es wagen könnte, nur etwas von seiner Größe und Schönheit zu sagen, das man nicht schon besser wissen

sollte. Ich will daher nur einige meiner Bemerkungen über die dortige Lage der Einwohner und eine nicht unwichtige Anekdote, die von der Moralität derselben zeugt, anführen.

Wenn die Aussprüche meines Wirths, in dessen Gasthofe ich logierte, wahr sind, so herrscht in Leipzig unter den meisten Einwohnern ein prächtiges Elend; d. h. die Häuser sehen meisten Theils von forne prächtig aus, aber in ihren bis unter die obersten Sparren angebrachten vielen Wohnstuben und Hintergebäuden ist Armuth im Uebermaaße zu finden. Dieser Mann führte hiervon einige Gründe an. Er sagte, der Handwerker könne kaum so viel erwerben, als er zur Bezahlung der schweren Miethe und des äußerst kostbaren Holzes brauche. Die Häuser selbst fingen an sehr im Preise zu fallen. Die Klafter Holz, welche aber kaum $\frac{1}{8}$ eines Berlinischen Haufens ist, denn 2 Klaftern fährt der Bauer mit 3 Pferden gemächlich zu Markte, kostete im Sommer 5 Rthlr., ein ganzes Fuder also 10 Rthlr., und in einem starken Winter stiege der Preis von einem solchen Fuder harten Holzes oft bis 16 und 20 Rthlr. Das ist noch nicht alles, setzte er hinzu, außerdem müssen wir noch die

gewöhnliche Accise und für jede Klafter 6 Gr. Geleitegeld bezahlen. Diese letzte Auflage ist eine Folge des siebenjährigen Krieges und zur Abtragung der Stadtschulden festgesetzt worden. Aber obgleich ungeheure Summen bereits dafür eingekommen seyn müssen, dadurch jene Schulden längst getilget seyn könnten; so dauert nichts desto weniger diese drückende Abgabe noch immer fort. Mir fielen hier die Berliner und Potsdammer ein, welche über die Erhöhung des Holzpreises so laute Klagen führen. Was würden sie allererst sagen, wenn sie gleich den Leipzigern vier und mehr Mahl so viel für ihr Brennholz entrichten müßten. In Berlin und Potsdam sucht sich der ganz Arme sein nöthiges Brennholz in den nahe gelegenen Wäldern, ohne etwas dafür zu geben; wie müssen es aber die Armen in Leipzig anfangen, wenn sie nicht im Winter erfrieren wollen, und doch unmöglich das so hoch im Preise stehende Holz bezahlen können, da in der Nähe von Leipzig wohl schöne Aecker, aber wenig oder gar keine Wälder angetroffen werden?

Hiernächst ist auch in Leipzig das Thorgeld eine sehr drückende Auflage. So mußte ich für mein Pferd und meinen Wagen 4 Gr. und

6 Pf. bezahlen, und wenn nach dem frühen Thorschluß in der Abend Dämmerung Jemand mit einem Wagen zum Thore herein oder heraus will, so muß er 6 Gr., ein Reiter 2 Gr. und ein Fußgänger 1 Gr. entrichten. Das ist doch erstaunlich viel!

Doch ich sollte Leipzig noch von einer andern Seite kennen lernen, von welcher ein großer Theil seiner Einwohner nicht sowohl beklaget, als vielmehr belacht zu werden verdiente. Und auch das kam mir unerwartet, weil ich nie geglaubt hatte, daß sich Leipzigs Einwohner irgend wodurch lächerlich vor der Welt machen könnten!

Ich fand bey einem meiner Bekannten daselbst auf dem Tische einen in groß Quarto gelegten gedruckten Bogen Verse, auf dessen Titel die Worte standen: **Trauer-Ode auf Jonas seinen hinterlassenen Freunden und Feinden gewidmet 1790.** Eine Trauer-Ode auf Jonas? fragte ich bey mir selbst, das ist doch wohl nimmermehr der Prophet Jonas? Sollte der noch im Jahre 1790 in Leipzig Freunde und Feinde haben? Oder sollte sein gehabtes Herzeleid über den vertrockneten Kürbiß, oder sein ehemahliger unbehaglicher Aufenthalt in dem Wallfischbauche, noch Jemanden

Stoff zu einer Trauer-Ode gegeben haben? — Oder sollte diese Ode zur Ehre eines hier verstorbenen großen Mannes von gleichem Nahmen gemacht worden seyn? Nein, sprach ich zu mir selbst, denn würde wohl noch ein Titel dabey stehen, den man gewöhnlich nicht zu vergessen pflegt!

Mein Freund ward es gewahr, daß diese Trauer-Ode auf Jonas meine Neugierde rege gemacht hatte. Lesen sie doch dieselbe, rief er mir lächelnd zu, sie verdient als ein Beitrag zur Geschichte unsrer Zeiten gelesen zu werden. Ich las:

Die ihr in Elegien klagt,
Wenn große Helden fallen!
Auf Musen! laßt jetzt unverzagt
Ein Klagelied erschallen.
Held Jonas fiel, (so jammert laut!)
Dieß Muster guter Sitten;
Das Schwerdt, womit Frau Themis haut
Hat ihm den Hals durchschnitten.

Was, was ist das mein Freund? Jonas ist durch das Schwerdt der Themis gefallen? davon weiß ich kein Wort. Lesen sie nur weiter, versetzte er mir, denn die Ode geht auf einen ganz andern Mann, als der Prophet Jonas war.

Sein Tod beweist es sonnenklar,
Er hatte Feind' und Neider.
Doch unter diesen letztern war
Kein Zunftgenoß kein Schneider.
Er ließ die Kunden ihnen gern,
Floh Zwirn und Scheer und Nadel
Und trug die Kleider andrer Herrn
Vom Bürgerstand und Adel.

Ach das ist ja eine sehr erbärmliche Ode, rief ich aus, lieber Freund! Ihr Druck und Format ließ mir etwas Großes vermuthen, nun aber seh' ich wohl, daß es eine Ode auf einen Schneider und Livree-Bedienten ist, der durch die Hand der Gerechtigkeit eine Spanne kürzer gemacht worden ist. — Aber wie kann man eine Ode auf einen solchen Kerl machen? — Bey uns in Berlin trägt man sich höchstens bey Hinrichtung eines Missethäters mit einem elenden Reim auf höchst elendem Papier in kleinem Format herum," welchen Reim man ein Lied eines armen Sünders betitelt. Ob es diesen Nahmen darum führt, weil es ein armer Sünder gemacht hat, oder weil es die Klagen eines armen Sünders enthalten soll, das will ich nicht entscheiden. Aber hier bey diesen Reimen ist mir Titel, Druck, Papier und Format gleich auffallend.

Das glaube ich ihnen alles gern, versetzte er mir; aber der darin besungene Jonas war kein Delinquent von einem gewöhnlichen Schlage. Es war ein schöner Kerl von Ansehen, verstand Lebensart, und zog in seinem Gefängnisse die Aufmerksamkeit vieler Menschen auf sich, und entlockte unsern empfindsamen Schönen viele Thränen. Er hat auch nichts weiter gethan, als daß er zum Beschluß eines liederlichen Lebens seine ehemahlige Wohlthäterin, als sie des Wohlthuns mit ihm überdrüßig war, in ihrem eigenen Hause erdrosselt hat. So, erwiederte ich, weiter hat er nichts gethan. Und diesen Mörder hat man schön befunden, beweinet und in einer Ode besungen? Ihr Leipziger müßt wohl sehr weichgeschaffene Seelen, und ganz kuriöse Leute seyn?

Das scheint fast so, war seine Antwort, aber lesen sie einmahl den 3ten und folgende Verse.

Da lob' ich dich, du sanft Geschlecht!
Euch Leipzigs schöne Kinder!
Ihr fühltet doch das Mitleid recht
Mit diesem armen Sünder,
Lieft, als er auf dem Rathhaus saß
Zu ihm, ließt alles liegen,
Und schautet, wie er ging und aß
Mit weinendem Vergnügen.

Mir ist es noch, als hört ich euch
Mit bangen Lippen sprechen:
„Der arme Mensch! — Wie straft man gleich
„Sein übereilt' Verbrechen!
„Betrachtet doch nur sein Gesicht
„Was hat er nicht für Hände! —
„Hört nur wie allerliebst er spricht! —
„Ach! daß er Gnade fände!

Ich kann für Ekel nicht weiter lesen, lieber Freund, sagte ich, indem ich diese saubere Ode wegwarf; aber erzeigen sie mir den Gefallen und erzählen mir kurz und gut die wahre Geschichte des Jonas im Zusammenhange. Er that es mit folgenden Worten:

Als das Urtheil über diesen Mörder also gefället und bestätiget war: daß er auf hiesigen Markte enthauptet, nachher sein Körper in einem Kasten vor das Thor geschleppet, und daselbst nahe am Galgen auf ein Rad geflochten werden sollte; so wurden ihm zwey von den hiesigen Herren Geistlichen zugelassen, welche ihn zum Tode zubereiten sollten. Von dieser Zeit an ward er häufig in seinem Gefängnisse vom vornehmen und geringen Pöbel besucht und beantlitzet. Das Mitleiden, welches man hier gewöhnlich mit solchen Unglücklichen hat, artete in eine Zuneigung, besonders von Seiten

des weiblichen Geschlechts aus, und nun ward er bald das Lieblingsgespräch der Leipziger Schönen. Einige, und das nicht Leute von ganz gemeinem Schlage, sondern Leute, die auf Erziehung, Lebensart und gute Sitten Anspruch machen wollen, suchten der Obrigkeit dadurch Hohn zu sprechen, daß sie seine Verurtheilung zu hart fanden. — Andere bemüheten sich seine Schandthat auf mancherley Art zu bemänteln, noch andere glaubten, er könne wohl gar trotz seines Eingeständnisses, unschuldig an der begangenen Mordthat seyn.

Viele hielten ihn für ein Muster männlicher Schönheit, bewunderten seine schöne Hände, und reichten ihm die ihrigen willig dar, um sich selbige von ihm, als wie von einem petit-maitre küssen zu lassen; und eben so viele verliebten sich in seine schöne Haare. Eine sagte es der andern, was sie für einen schönen Menschen an den Jonas gefunden hätte, und so belebte Mitleid, Neugierde und Zuneigung beinah das ganze hiesige weibliche Geschlecht. Eine jede wollte ihn sehen, und ging mehrmahlen hin, um ihn wieder zu sehen. Er ward mit Geld, guten Speisen und den besten Weinen überhäuft, und genoß das Vergnügen, daß alle die

mit ihm sprachen und ihn ansahen, dabey in Thränen zerflossen. Diese Zuneigung der Schönen wußte dieser Delinquente auch meisterlich zu nutzen. Er spielte den Heuchler, den Philosophen der sich ganz in sein Schicksal ergiebt, ob er wohl überzeugt ist, daß er ein besseres verdient habe, und scherzte mit anwesenden Frauenzimmern ohne alle Zurückhaltung.

Je angenehmer ihm aber die Besuche des schönen Geschlechts waren, desto weniger wollte ihm der Zuspruch des Herrn Doktor Kühnöls behagen, weil dieser seinen natürlichen Leichtsinn nicht unterstützen, sondern seine Seele zu einer wahren Bekehrung stimmen wollte. Er beschwerte sich sogar am Ende darüber, daß ihm der Herr Kühnöl zu oft an seine begangene That, und an die Annäherung seiner Todes-Stunde erinnerte; und es gab unter seinen Verehrern Leute genug, welche laut das Verfahren seines Seelsorgers tadelten, und von ihm verlangten: er solle doch diesem guten Jonas seine letzten Stunden nicht noch mehr verbittern, sondern ihn vielmehr trösten und aufheitern.

Noch mehr, einige angesehene Häuser wandten alle nur ersinnliche Mühe an, durch eine

erschlichene Fürsprache eines Großen die Begnadigung dieses Mörders bey Hofe zu bewirken. Als aber alles nichts half, so kam fast ganz Leipzig in Alarm. Der Magistrat sah sich genöthigt bey Vollziehung des Todes Urtheils über ihn, die größte Vorsicht in Verdoppelung der Wachen anzuwenden: denn man besorgte Aufruhr und Empörung. Leipzig schwamm bey seiner Enthauptung in Thränen, viele Schönen bekamen Verzuckungen, rangen ihre Hände und trugen kein Bedenken den Wunsch zu äußern: daß sie auf eine ähnliche Art, eben so seelig und allgemein bedauert als Jonas sterben möchten!

Ach sie spaßen, fiel ich meinem Freunde ins Wort — sie spaßen, so etwas könnte sich wohl zur Noth in Sch — — städt, aber nicht in dem aufgeklärten Leipzig zutragen! Daß man bey der Hinrichtung dieses Mörders geweinet haben kann, will ich wohl glauben, denn ich habe es wohl mehrmahlen bey solchen Executionen wahrgenommen, daß einige Weiber geweinet haben, aber ich habe ihre Thränen nur für eine Wirkung ihres Mitleids angesehen. Weichgeschaffenen Seelen wird auch in der Welt nichts leichter, als das Weinen! —

Nun, nun, haben sie nur Geduld, wenn ich mit meiner Erzählung ganz zu Ende seyn werde, dann mögen sie urtheilen, ob ich etwas in derselben übertrieben habe.

„Als Jonas enthauptet und sein Körper aufs Rad geflochten war, so konnte man ihn freilich nicht mehr im Gefängnisse besuchen, aber nun stellte man ordentliche Wallfahrten nach seinem Rade an. Schaarenweise eilten Hohe und Niedrige dahin, ohne sich an den übeln Geruch zu kehren, womit sein wohlgemästeter Körper die ganze Luft um und selbst in Leipzig vergiftete.

Sonst, wie sie wissen, ist das weibliche Geschlecht von Natur mehr furchtsam als beherzt, und nur sehr wenige von demselben, besonders Städter, werden es wagen, zur Nachtzeit bey einer Gerichtsstätte vorbey zu gehen; aber das Leipziger Frauenzimmer hat es gezeigt, daß die Liebe alles erleichtert und alles überwindet. Sie sind in der Dunkelheit der Nacht nach dem Galgen gegangen, und haben ihrem Geliebten, dem Mörder Jonas eine Ehre nach seinem Tode erzeigt, die man nur selten den verdienstvollsten Männern in unserm undankbaren Zeitalter erweiset. — Sie haben, da er kein Grab

unter der Erde erhalten hat, seine erhabene Lagerstätte über der Erde, mit frischen Blumen bestreuet; und da die hinaufgeworfenen Blumen nicht alle auf das Aas ihres ehemaligen Freundes, wegen ihrer großen Menge liegen konnten; so ist zugleich ein großer Theil von der Erde um sein Rad herum mit Blumen bedecket worden. Wohlgemerkt dieß geschah zur Nachtzeit, und also wahrscheinlich nur von Dirnen gemeiner Gattung. Und dadurch, daß es zur Nachtzeit geschah, legten diese doch noch einige Schaam zu Tage, oder fürchteten sich wenigstens vor dem Arm der Obrigkeit, die es ihrer Meinung nach unmöglich dulden könnte, wenn solcher unerhörter Unfug mit dem Leichnam eines zum schimpflichsten Tode verurtheilten Missethäters getrieben würde. Kaum aber war es in der Stadt bekannt worden, daß man dem Jonas eine Ehrensäule von Blumen gesetzet habe; als dieser Einfall fast allgemeinen Beyfall fand. Das Wallfahrten nach dem Galgen nahm also von neuen seinen Anfang, und da haben denn nicht blos gemeine Mädchen, sondern auch viele Damen von Stande das öffentlich am hellen Tage gethan, was jene erstern aus Schaam und Furcht des Nachts

vollbrachten. Blumen haben sie aus ihrem Busen gezogen und sie dem theuern Jonas zu geworfen.

Stille! Stille! rief ich aus — denn lasse ich sie weiter fortreden; so sagen sie wohl am Ende noch, daß man aus Enthusiasmus für diesen gewesenen Mörder, seinen Leichnam, der Obrigkeit zum Spott, vom Rade herunter gerissen hat. Mehr als dieses, was sie mir erzählet, braucht es nicht um zu beweisen daß bey euch Leipzigern die Moralität sehr im Verfall gerathen, und schwärmerische Empfindeley unter euren sogenannten Schönen eine sehr gangbahre Münze geworden seyn muß.

Ich kann, erwiederte er mir, dieses Mahl die Ehre der Leipziger Schönen nicht wohl gegen ihre Behauptung retten, sie haben sich wirklich dadurch nicht nur lächerlich sondern auch strafbar gemacht: allein so weit bis aufs Herabnehmen des Leichnams vom Rade ist es nicht gekommen. Auch werden sie es sich von selbst bescheiden, daß sich nur der größte Theil, also nicht ohne Ausnahme alle Leipziger Schönen, dieser Thorheiten schuldig gemacht haben. Ehe wir aber von dieser Materie ganz abbrechen, welche ohne Zweifel ihre Menschenkennt-

niß erweitert haben wird; so lesen sie doch noch den letzten Vers aus der vorhin angefangenen Trauer-Ode, denn ich wollte gerne darüber ihr Urtheil hören. Ich nahm sie also noch einmahl in die Hand und las:

Erfordert es gleich Rechts Gebrauch
Ihn durch das Schwerdt zu tödten,
Umschließt ihn gleich kein Wallfischbauch,
Wie Jonas den Propheten.
Entbehrt er gleich der kühlen Gruft,
Nährt gleich sein Fleisch die Raben,
Er ruht so gut in freyer Luft,
Als wenn man ihn begraben.

Das ist in der That, rief ich aus, ein armer Sünder gewesen, der diese sogenannte Ode gemacht hat! Der Inhalt derselben soll zwar eine Satyre auf die Leipziger seyn, aber sie ist so übel gerathen, daß man sie eben so leicht für ein, dem Jonas errichtetes Ehrendenkmahl ansehen kann. Solche Aeußerungen, wie die in dem letzten Verse sind, stiften Unheil. Schauder und Entsetzen muß man den Leuten für Galgen und Rad einjagen, aber nicht das Vermodern und Zerfleischen eines menschlichen Körpers auf dem Rade, und das Begraben und Ruhen desselben in der Erde für gleich bedeutende Dinge ausschreien. Auch Wahrheiten, laut

gesagt, können zuweilen, wie hier der Fall ist, großen Nachtheil bringen. Ueberhaupt dünkt mich hätte der Verfasser um seinen Unsinn vollkommen zu zeigen nur noch hinzusetzen sollen: daß Jonas an jenem Auferstehungs Morgen ohne Zweifel früher in dem Himmel anlangen werde, weil er demselben näher sey, als diejenigen, die im Schoos der Erde liegen.

Nun wissen sie mein Urtheil über die schöne Trauer-Ode. Aber nun müssen sie mir auch noch eine Frage beantworten: Wie hat sich ihre hiesige Obrigkeit bey diesem Vorfall genommen? Sie hat doch wohl unmöglich diese dem Jonas, nach seiner gesetzlichen Hinrichtung erzeigte Ehre gebilliget oder stillschweigends geduldet? Das hat sie beydes nicht gethan, gab er zur Antwort; aber sie hat doch zu lange dem Unwesen nachgesehen, und im Grunde hat sie alles dadurch veranlasset, daß sie den Zulauf der Neugierigen nach dem Gefängniß dieses zum Tode verurtheilten Missethäters, als er noch am Leben war, verstattet hat. Es ist nichts so schlimm, das nicht zu etwas gut wäre. Vielleicht bewirkt dieser entehrende Vorfall für Leipzig, das weise Gesetz: daß künftig hin kein

Delinquent mehr im Gefängnisse kurz vor seinem Tode besuchet werden solle.

Ich vereinige ihren Wunsch, versetzte ich ihm, mit dem meinigen, und zwar zugleich auch, mit aus dem Grunde, weil ich glaube, daß solche Besuche den Delinquenten zerstreuen, und dem Prediger sein Amt bey ihm sehr erschweren, wo nicht gar unnütz machen. Aber ich besorge auch daß die Gewinnsucht derer Kerkermeister und ihre laute Klagen wider ein solches weises Gesetz unsre beyderseitigen Wünsche vereiteln werden.

Den 23sten September verlies ich Leipzig mit Tages Anbruch, und kam des Abends um 8 Uhr in Wittenberg an. Ich würde diesen Weg von acht Meilen dennoch früher zurückgelegt haben, weil mein Pferd der Strapatze immer gewohnter ward, und daher gar nicht bey gutem Futter müde zu werden schien; allein ich hatte mich auf den letzten zwey Meilen vor Wittenberg in dem äußerst sandigen Boden mehrmahlen verirret. Hier in Wittenberg wollte ich einen ganzen Tag verweilen, aber kaum hatte ich es erreichet, als ich meinen Vorsatz änderte. Das Verlangen bald zu den Meinigen zu kommen stieg zu einer solchen Höhe, daß

es meinen schon lange in mir gehegten Wunsch; diese Stadt und ihre Gegenden noch einmahl zu sehen, und mir dadurch eine anschauende Zurückerinnerung der daselbst verlebten angenehmen Stunden in den Jahren 1771 und 72 zu verschaffen, vereitelte. Ich begnügte mich also damit, daß ich die neue Elbbrücke blos beym hellen Mondschein gesehen und überfahren hatte, und daß ich schnell die Straßen dieser Stadt durchlief.

So viel ward ich denn wohl gewahr, daß seit 20 Jahren einige neue Häuser daselbst erbauet waren, aber der größte Theil der Brandstätte lag seit dem Bombardement im siebenjährigen Kriege immer noch in der Asche. So geht es allen Städten des Churfürstenthums Sachsen, welche das Unglück haben Feuerschäden zu erleiden. Die abgebrannten Häuser liegen halbe Jahrhunderte unter den Ruinen des Brandschuttes vergraben, weil es den verunglückten ehemahligen Bewohnern derselben fast an aller Unterstützung fehlet, und sie selbst nur selten im Stande sind, aus eigenen Mitteln wieder aufzubauen. Und so befürchte ich auch daß die schöne Stadt Guben in der Niederlausitz welche im September 1790 mehr als hun-

dert Häuser durch einen unglücklichen Brand verloren hat, wohl nie zu ihrem alten Flor wieder gelangen wird: da noch auf ihrem Markte einige Häuser in der Asche liegen, die vor mehr als 30 Jahren abgebrannt sind. Die guten Einwohner dieser Stadt, die wegen ihrer ihnen gleichsam angebohrnen Menschenliebe und Gutmüthigkeit ein günstiger Schicksal verdienet hätten, besorgen das auch selbst: denn so erhielt ich vor kurzen von dort aus ein Schreiben, worin unter andern folgende Wehklagen zu lesen sind: „Das Elend ist jetzt hier allgemein „groß. Fast 400 Familien sind verunglückt „und haben in diesem Winter sich bey andern „drücken müssen. Es sind zwar einige milde „Beyträge zusammengekommen, aber was ist „das unter so viele? Keine Feuer Assecuranz-„Societät haben wir leider nicht. Wer wird „uns also helfen? Ob der Churfürst so gnädig „seyn und uns helfen wird, wissen wir nicht. „Wir zweifeln aber daran, weil es noch gar „keinen Anschein dazu hat. Wie glücklich sind „vor uns die Preußischen Unterthanen. In „Sommerfeld einem benachbahrten Preußi-„schen Städtchen sind im August des vorigen „Jahres einige zwanzig Häuser und eben so

„viel Scheunen abgebrannt, und diese Häuser „stehen schon alle noch vor dem Winter wieder „da, und die Leute befinden sich in bessern Um„ständen als vor dem Brande. Wir sind uns „aber selbst und unsern traurigen Verhängnisse „überlassen! Daß sich doch Gott erbarmen „möchte!“

Den 24sten September verließ ich gegen 9 Uhr des Morgens Wittenberg und gelangte gegen Abend in dem Dorfe Deutsch Burg an.

Wenn ich auch nicht gewust hätte, daß ich mich daselbst unter Brandenburgischen Bauern befände; so hätte ich es doch aus dem Betragen der dortigen Einwohner leicht errathen können. Ich wollte in dem dortigen Wirthshause einkehren und übernachten, aber man war kaum bereitwillig genung mir trocken Brot für gute Bezahlung verabfolgen zu lassen. Habt ihr etwas zu essen? Bier zum trinken? Könnt ihr mir einen Kaffee machen? Mich außer eurer ordinairen Gaststube irgend wo besser logiren? Auf alle diese Fragen erhielt ich ein kurzes Nein zur Antwort. Nicht einmahl die Mühe wollten sie sich geben, mir für gute Bezahlung einen Bothen zu verschaffen, der mich in der Nacht bey hellem Mondschein durch den Wald bis nach

Potsdam führen sollte. Ich mußte also selbst im Dorfe herum gehen, und war erst gegen 9 Uhr so glücklich einen Mann aufzutreiben, der mir für 8 Gr. eine Meile lang den Weg zeigen wollte. Als ich nun mitten im Walde war und erst gegen Mitternacht diese Meile zurück gelegt hatte; so forderte der Bothe seine 8 Gr. und wünschte sich von mir zu trennen. Ich will ihm für die noch übrigen 2 Meilen einen Thaler geben, sprach ich zu ihm, bleibe er nur in der Nacht bey mir. — Nein, erwiederte er, ich kann nicht, weil ich morgen beym Graben auswerfen gebraucht werde. So ruhe er morgen am Tage aus, versetzte ich ihm wieder, denn er kann hier doch mehr verdienen. Nein, nein, das geht nicht an, ich muß nach Hause, und sie können hier ohne mich den Weg finden. Ich bezahlte ihn, und so ging er seinen und ich fuhr meinen Weg fort. Da sich mein junger Bursche bey allem guten Willen des Schlafes nicht erwehren konnte; so sah ich mich völlig allein überlassen, und da konnte es denn wohl nicht fehlen, daß ich mancherley Verlust erlitt und in einer unangenehmen Lage kam, als mir eine Feder am Wagen brach. Doch meine Geduld und Thätigkeit überwand alles, und ich

gelangte für meine Person wohl behalten gegen 3 Uhr des Morgens am 25sten September in einem Gasthofe vor Potsdam an, wo ich zwar willig genung in dieser Frühstunde aufgenommen ward, aber auch für einen äußerst schlechten Kaffee und einige Metzen Haber so viel bezahlen mußte, als ich bisher für Essen und Trinken, für ein Nachtlager und zwey Mahl so viel Haber in Sachsen zu bezahlen, gewohnt gewesen war.

Nachdem ich ungefehr vier Stunden nach meiner Ankunft daselbst Potsdam wieder verlassen wollte, und durch die Vorstadt über Nowawest fuhr, begegnete mir in der erstern ein junger Bursche mit einem ledigen Wagen wo vor einige Ochsen gespannt waren. Die Straße war breit, und ich konnte es bey meinem einspännigen Fuhrwerk wohl erwarten, daß er aus dem Wege fuhr. Weil er es aber nicht that, so that ichs, doch vermuthlich seiner Meinung nach etwas zu spät: denn er bewillkommte mich im Vorbeyfahren also: will er wohl bald mit seiner verfluchten Karete aus dem Wege fahren! Anstatt darauf zu antworten, rief ich meinem bey mir habenden Knaben zu: Merkst du wohl daß wir uns wieder unter unsern Landesleuten befinden!

Da ich den sogenannten Königsweg gefaßt hatte; so mußte ich, ehe ich die Allee in dem Walde erreichen konnte, eine Meile lang einen Sand passiren, der mir um Berlin und Potsdam herum, wo man doch des Sandes gewohnt ist, noch nicht vorgekommen war. So tief war er, daß ich schwerlich durch ihn würde haben fahren können, wenn es nicht einige Tage vorher geregnet hätte. Beynah wäre ich hier in Versuchung gekommen, die felsigten und steinreichen Wege disseits des Thüringer Waldes dieser fast grundlosen Straße vorzuziehen. Aber hier ist es auch weit schwerer die Landstraße zu verbessern als dort, weil lose Steine sich leichter aus dem Wege räumen lassen, als sich ein todter Sand in einen festen Boden verwandeln läßt! Unterdessen hoffe ich, daß man hier weit früher das Schwere zu Stande bringen wird, als dorten das Leichte. Denn beynahe ist schon der halbe Weg von Berlin nach Potsdam über Schöneberg und Steglitz in eine Chaussee verwandelt, und es wird auch gewiß dieß von Sr. jetzt regierenden Majestät dem Könige angefangene große Werk nach einem Verlaufe von wenigen Jahren glücklich beendiget seyn. Das Auffallenste dabey ist noch dieß, daß zur Zeit hier noch kein Geleite-Zoll angelegt ist, ob gleich diese bereits über anderthalb Meilen weit zu Stande gebrachte Chaussee unermeßliche Summen gekostet haben muß, und dorten müssen Reisende seit undenklichen Zeiten fast in allen Städten und selbst in manchen Dörfern ein gewisses Geleitegeld entrichten; ohne daß die

Empfänger dieses Geldes die geringste Anstalt zur Verbesserung der Landesstraße machen.

Gewiß die Preußischen Unterthanen sollten mehr ihr Glück erkennen, und weniger unzufrieden bey kleinen unvermeidlichen Mängeln ihres Glückes seyn! Wo ich auch auf dieser Reise hingekommen bin, da habe ich das Glück, ein Unterthan des Preußischen Monarchen zu seyn, gefühlt, und nirgends hat etwas nach meinem Urtheil den Vorzug vor uns verdient, als allein die Menschen selbst.

Ich habe zwar schönere Gegenden angetroffen, bessern und fettern Boden gefunden; aber für die dortigen Bewohner hatte dieß Schöne und Gute mehr als eine Beschwerlichkeit und wenig Vortheil.

Das so ganz zur Haushaltung unentbehrliche Holz wird von Dessau an, bis einige Meilen vor dem Thüringer Walde erstaunlich rar und kostbar, und selbst die Leute die nahe an jenem Walde wohnen, müssen, nach den hiesigen Holzpreisen gerechnet, Berlin und Potsdam ausgenommen, das Holz immer sehr theuer bezahlen. Waitzen, Korn, Gerste und Haber ist beynahe eben so theuer wie hier, und die Körner dieser Getreidearten kommen den unsrigen bey weiten nicht an Größe und Güte gleich. So sah' ich in Wallendorf unweit Saalfeld Waitzen messen, und ich war kaum im Stande mich davon zu überzeugen, daß es Waitzen sey, so klein waren die Körner. Der Haber ist vollends über alle Vorstellung schlecht, denn mein Pferd konnte des Tages zehn Metzen hie-

ſigen Maaßes freſſen, ohne daß eine Verfutterung zu beſorgen war. Zahmes Fleiſch iſt ebenfalls nicht viel wohlfeiler als bey uns, aber das Wildpret wird für ein Spottgeld verkauft. — In Hildburghauſen kann man einen Haſen, nach Veräußerung ſeines Felles für 2 Gr. eſſen, und das Pfund rothen Wildprets koſtet 9 Pf. Wenn nun der Werth der Nahrungsmittel, und die Menge und Größe der Abgaben, nicht ſo wie bey uns mit dem Verdienſte der Leute im richtigen Verhältniſſe ſtehen, kann man da wohl einen Wohlſtand unter jenen Menſchen erblicken? Und haben wir alſo nicht Urſache der Vorſehung zu danken, daß wir durch den Einfluß einer weiſen Regierung verhältnißmäßig glücklichere Unterthanen ſind? Nur wäre es denn auch Pflicht, daß wir an unſre eigene Vervollkommnung und Milderung unſrer Sitten angelegentlicher arbeiteten, um in der Folge nicht mehr von unſern Nachbahren in Anſehung der Sitten beſchämt zu werden. Die Natur hat ſich an unſern Landesleuten gewiß nicht als eine Stiefmutter gezeigt; ſie hat dem Brandenburger mit Muth, Stärke des Leibes und ausdauernder Treue und Redlichkeit beſchenkt; nur Höflichkeit und zuvorkommende Gefälligkeit ſcheint hier nicht der Hauptzug in dem Charakter der meiſten Leute vom gemeinen Stande zu ſeyn.

Man will zwar behaupten, daß das große Militair in unſerm Vaterlande etwas zu den rauhen Sitten auf dem platten Lande beytrage, weil man bemerket hat, daß der junge Bauer-

bursche so bald er die Preußische Mondur angezogen hat, durch erkünstelten Starrsinn die erste Probe seiner Tapferkeit zu Tage legen und dadurch andern Beurlaubten nachahmen will; allein ich hoffe, daß auch mit der Zeit hierinne eine wesentliche Verbesserung zu erwarten seyn wird, wenn Kirchen- und Schullehrer ihre Unterweisungen nicht blos auf die Glaubenslehren der Religion einschränken, sondern auch damit einen hinlänglichen Unterricht in den Christlichen Sittenlehren verbinden werden. Mir ist nun nichts mehr übrig zu sagen, als daß ich selbigen Tages den 25sten September gegen Mittag, allen den Meinigen unverhofft, glücklich in Charlottenburg ankam.

Es sey mir erlaubt mit den Schlußworten des Verfassers des 2ten Buchs der Maccabäer diese meine Reisebeschreibung zu beschließen:

Hätte ichs lieblich gemachet, das wollte ich gern. Ist es aber zu gering, so habe ich doch gethan, so viel ich vermogte. Denn allezeit Wein oder Wasser trinken, ist nicht lustig; sondern zu weilen Wein, zu weilen Wasser trinken; also ist es auch lustig, wenn man mancherley lieset. Das sey das Ende!

Bayerische
Staatsbibliothek
München

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Dressel, Johann Christian Gottfried,

Bemerkungen auf einer Reise durch die chur-brandenburgischen und sä
chsischen Lande bis an die fränkischen Grenzen

Berlin 1791

It.sing. 1496 e
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10469974-3
VD18 10210717-004